

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expediente:
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 1.

Sonnabend, den 3. Januar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen. — Was wollen die Nihilisten. — Aus: Die preussische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei. — Zum Konzentrationsprozeß.

Gedicht. — Novelle. — Arbeiter und Auswanderer an den Eisenbahnen in den „Ver-einigten Staaten“. — Ausnahme-gesellschaftliche Reminiszenzen. — Zur Antwort auf die Artikel: Die Sozialdemokratie und die „Gebildeten unserer Tage“. — Warum bleiben immer mehr deutsche Mädchen sitzen.

Zum neuen Jahr

wünschen wir unseren Lesern viel Glück, und bitten sie, auch weiterhin uns das Interesse entgegenbringen zu wollen, das sie uns bis jetzt so reichlich gewährt haben. Unser Bestreben wird es sein, ihnen immer Reichlicheres und Besseres zu bieten.

Aus der Woche.

— Ist da in dem wilden Lande Frankreich eine Stadt und diese Stadt, im Lande der Pastoren nennt man sie auch das große Babel an der Seine, hat eine Arbeitshölse geschaffen, das Schulgeld aufgehoben, ver-abfolgt den Schulkindern unentgeltlich alle Lehr- und Hilfsmittel und bietet ihnen ein warmes Mittagbrod. Ja, der Gemeinderath hat sogar beschlossen, für die Er-ziehung der beiden in Paris weilenden Kinder des ver-storbenen belgischen Sozialisten César de Rœpe aufzu-kommen. Ist das nicht schrecklich? Wahrhaftig, wir Berliner sind doch bessere Menschen. Gott sei Dank, bei uns herrscht noch Sitte und Moral. Wir beugen noch nicht unsere Kniee vor der Phrase „Kultur“. Autorität muß sein! Wer hat eine famosere Schloßfreiheit-lotterie? Wo gelte der Klingelbeutel der Bismarckdenkmal-spende heller als bei uns? Es ist wahr. Wir haben hungernde Schulkinder. Aber Arme wird es geben, bis ans Ende der Welt. Bei uns muß der Arbeiter einen Theil seiner Groschen zum Ankauf von Schulbüchern für seine Kinder verwenden. Ist das zu ändern? Wir haben jahraus jahrein so und so viele Festschmäuse für fremde liebe Gäste auszurichten, daß die Weinleichen nur so auf den Korridoren herumliegen. Kostet das nicht Geld und Arbeit und Hirnschmalz? Und jetzt kriegen wir gar noch einen neuen Dom und einen neuen Domprediger dazu! Wer ist uns über? ... Tam ... Tam ... Tam ...

— Ne hören Se, kutestes Herrchen, da scheinen Sie ja unser lemiethisches Dräsen nich zu kennen. Wir haben Sie nämlich eine Anstalt und die heeßt Arbeitsanstalt, und badarein kommen alle, die nich arbeiten woll'n. Ich sage Ihnen, da lernen sie's. Und wer aufmudst, dem thut man de chrifliche Nächstenliebe mit schönen Stäb-chen ad posteriorum beibringen. So'n Stüder fünfzehn Piebchen hat Gener gleich weg. Er darf nur „nee“ sagen. An nu sagen Sie mir emal, sind wir Sachjen nich helle? —

— In Glogau verbot die Polizei das Schlittschuh-laufen während des Gottesdienstes. Der Kirchenbesuch soll in Folge dessen ein so zahlreicher geworden sein, daß man sich mit dem Plane trägt, einige weitere Kirchen zu bauen. Wer's nicht glaubt, geh' hin und schau. —

— In Süddeutschland hörte ich einmal eine alte Frau zu ihrer Freundin sagen: „Dem heiligen Vater in Rom scheint es aber recht schlecht zu gehen. Jetzt ist er schon Käsebrod.“ Aehnlich scheint es mit unseren Kohlen-baronen und ihrem Entbehrungslohn zu stehen. Die An-

sprüche und die Begehrlichkeit der Arbeiter wachsen in's Riesenhafte. Die Käufer der Kohlen wollen auch nicht jeden Preis zahlen, den man ihnen diktiert, und handeln und handeln und zwadern ab. Es ist der reine Jammer. Im abgelaufenen Jahre konnte eine Steinkohlen-Gesellschaft nur 70 Prozent Dividenden an ihre ausgemergelten Aktionäre bezahlen. Wenn ein kleiner Schacherer mit mehr als 6 Prozent wuchert und es kommt auf, so spaziert er ins Loch. Wenn aber die Besitzer der Aren-berger Kohlenaktien sich von ihren Arbeitern 70 Prozent zahlen lassen, so nennt man sie Stützen des Reiches, Helden des Volkes. Stimmt auffallend: Gerechtigkeit ist die Grundlage des Reiches. —

— In Ulm wurde der Soldat Kägele um 1/3 Uhr Nachts von einer Patrouille auf wenige Schritte Ent-fernung erschossen. Der Verbrecher hatte im Theater als Statist mitgeholfen, war dann in einige Gasthäuser gegangen, hatte dem patronisirenden Gezeiten die Urlaubskarte verweigert und war ausgerissen. Diese Uebel-that mußte er auf der Stelle mit dem Leben büßen. Das deutsche Reich wäre natürlich aus dem Leim ge-gangen, hätte man den Verbrecher am anderen Morgen einfach für einige Tage in den Kästen gesperrt. Es ist ein trauriges Zeichen unserer „Kultur“, daß ein Theil unseres Volkes gegen seine Brüder Tag und Nacht in Waffen steht und bei der geringsten Kleinigkeit gegen sie losfährt, wie gegen wilde Thiere. Wenn man den Militarismus auch nicht allsogleich abschaffen kann oder will, so soll man ihm wenigstens die Krallen beschneiden. Das sollte und könnte doch auch der blüdeste Spieker einsehen.

— Der größte Theil der schottischen und nord-englischen Eisenbahnbeamten steht seit einigen Tagen im Streik. Der Verkehr stutzt fast gänzlich. Die Eisen-bahngesellschaften erklären, nicht nachgeben zu wollen. Natürlich. So ein Proletarier vom geflügelten Rade hat ja das schönste und herrlichste Leben. Das Honig-lecken nimmt gar kein Ende. Und das bißchen Dienst! Nicht der Rede werth. Im Sommer ist es häßlich warm, im Winter häßlich kalt auf der Maschine. Und das Reißen und Zwickeln in Muskeln und Gebein? Das, das kommt vom vielen Saufen und Fressen. Da schaut euch die deutschen Eisenbahner an. Die sind ruhig und zufrieden. Die haben aber auch etwas voraus, vor dem ewig unzufriedenen Arbeiter. Den Titel: Beamter. Respekt und den Finger an die Hosennaht!

— Dem Stempelfreiherrn und früheren Minister von Lucius ist ein kleines Unglück widerfahren. Am den guten Erfurtern eine Freude zu bereiten, schickt er seine Butterweden zu ihnen auf den Markt. Bis nun geschah der Ausgleich immer auf sehr glatte Weise. Die Geld! Die Butterweden! Kam da auf einmal einer von der Polizei — sollte das nicht ein verkappter Sozialist gewesen sein? — auf den Gedanken, die freiherrlichen Butterweden nachzuwiegen. Er wog und siehe, sie wur-den zu leicht befunden und trotz des freiherrlichen Guts-stempels zerschneiden. Ja, ja, die Welt wird schlechter mit jedem Tag, nicht einmal die fideikommissen Butter-weden haben mehr eine Ruhe!

— Bismarck meinte einigen Strahburgern gegen-über, er sei eine alte Kadetenliste. Selbsterkenntniß ist immer ein sehr schönes Ding. Das von der alten Riste glauben wir, das von der alten Kadete schon wieder weniger. Da hat das Lied Recht: „Es war einmal.“

— General Booth von der Heilsarmee ist ein Teufelskehl, obgleich er dem lieben Gott dient. Solchen Leuten ist die Bewunderung ihrer Klasse gewiß. Er be-schäftigt die Arbeitslosen zum allerniedrigsten Marktpreise, interessiert die Aristokratie für seine Pläne, preßt Geld aus den Geschwollenen und Wageren heraus, erhält alte Brauereien und verfallene Rattenkolonien zum Geschenk, freies Porto für seinen Verkehr mit Australien, läßt sich zum modernen Heiland proklamieren, füllt die Kriegskasse seiner Armee, findet Käufer für die Produkte seiner Ar-beitshäuser und Plätze für verbrauchte Jungfern. Nur

schade, daß er nur einem verschwindend kleinen Theil der dar-benden und sündigenden Menschheit helfen kann! Sein größtes Verdienst ist aber, daß er das Bourgeoisiegewissen beruhigt und seiner Klasse weismacht, man könne den Zusammenbruch der Gesellschaft durch solche soziale Puschereien aufhalten.

Die Manipulationen des „Generals“ Booth werden von den deutschen Gelehrten der Bourgeoisie als „Sozialreform“ bezeichnet.

Dieser unfreiwillige Wit ist seit langer Zeit der beste, den sie gemacht haben.

— Aus Amerika kommt eine wunderbare Nachricht. Die Fensterglas-Arbeiter Assoziation von Nord-Amerika will ausfindig machen, wie hoch sich eigentlich die Profite der Kapitalisten belaufen; zu dem Zweck will sie eine eigene Glasfabrik gründen, welche natürlich kapitalistisch betrieben werden soll. Da die Gesellschaft ein Kapital von 200 000 Dollar besitzt, so glaubt sie, daß sie konkurrenzfähig sein wird. Freilich wird ihnen der neu-gegründete Glastrust in die Quere kommen; aber praktisch sind diese Amerikaner doch, sogar noch praktischer, wie Eugen Richter!

— Dafür können wir Deutschen den Stolz haben, daß wir das gewissenhafteste Volk sind. Ein herrliches Beispiel dieser Gewissenhaftigkeit, die natürlich in der höheren Kreisen der Gesellschaft sich am schönsten äußert, bieten die Pluralabschätzungs-Kommission. Sie begiebt sich sogar zur Abschätzung eines auf 8,50 Mk. angemeldeten Schadens vollzählig an Ort und Stelle; hierdurch wird der Entschädigungsbetrag zwar auf 3,50 Mk. herab-gesetzt, dem Militärfonds aber erwächst an Reisekosten u. eine Ausgabe von 150 Mk. Jetzt wissen die Steuer-zahler doch, wo ihr Geld bleibt, es geht auf die Ge-wissenhaftigkeit drauf!

— Paulchen Lindau, Koryphäe der Berliner Bildung, kann zu seinem großen Schmerz nicht mehr in Literatur machen — nicht, weil den Leuten endlich über die systematische Korruption, welche er in die Literatur eingeführt hat, die Augen aufgegangen sind, und nun alle Handelsleute aus dem Tempel geworfen werden sollen, sondern weil er die pharisäischen Instinkte des lieben Publikums durch eine Maitressengeschichte beleidigt hat. Er macht aber doch noch ein ganz gutes Geschäft bei der Sache, indem er sich an einen amerikanischen Eisenbahn-jobberer vermietet hat, um für ihn Reklame zu machen. Der Mann hat seine Zeit begriffen, das muß man sagen.

— Es hat Keiner dem Andern was vorzuwerfen! In einer Kleinstadt sollen vom Gericht die Gestarbeiten an den mindestdfordernden Buchbinder vergeben werden, die Meister einigen sich, daß Keiner den Andern unterbieten soll, sondern Jeder soll für die Stunde 25 Pf. fordern. Als der Zuschlag herankommt, findet sich freudig Jeder ein, in der festen Ueberzeugung, daß er den Zuschlag be-kommen wird; denn, wie die Offerten geöffnet werden, stellt sich heraus, daß mit seltener Einmüthigkeit alle ihr Wort gebrochen haben und Jeder nur 20 Pf. verlangt hat. Unser kerniger, sittlich gesunder Handwerkerstand!

Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen.

J. E. P. Nach der ersten Besitznahme der Provinz im Jahre 1793 erklärte der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., durch die Deklaration vom 28. Juli 1796, daß die polnischen starosteilichen (Kommunegüter) und die der katholischen Geist-lichkeit angehörigen Güter den bisherigen In-habern abgenommen und im Interesse des allgemeinen Wohles einer besseren Verwaltung durch den Staat unterworfen werden sollen. Die auf diese Weise sans façon angeeigneten großen Landstrecken wurden jedoch nicht nur „im Interesse des allgemeinen Wohls einer besseren Verwaltung durch den

Staat" unterworfen, sondern es wurden auch noch andere Geschäfte mit ihnen gemacht: im Interesse des allgemeinen Wohls der Polen wurden von den Gütern, die man ihnen genommen hatte, z. B. für über eine Million Thaler Forsten an einen Kaufman Trzlow aus Berlin verkauft, für 2 Millionen Thaler Güter dem Fürsten von Thurn und Taxis überlassen und von einer Gütermasse im Werthe von 20 Millionen Thalern eine Menge Ortschaften einzeln verkauft.

Vor allen Dingen lag der preussischen Regierung, obgleich sie in dem Besitz-Ergreifungs-Patent vom 15. Mai 1815 den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität und Sprache zugesichert, daran, die Provinz zu „germanisieren“. Wie dieses Germanisieren gemacht wurde, davon ist die Thätigkeit des Oberpräsidenten Flottwell das beste Zeugniß. 1830 brach in Warschau, der Hauptstadt von Russisch-Polen, eine Revolution aus, an welcher sich selbstverständlich viele Bewohner der Provinz Polen theils persönlich, theils durch die Hergabe von Geldmitteln theilnahmen. Das letztere geschah namentlich seitens aller polnischen Gutsbesitzer der Provinz, die in ihrer Opferwilligkeit für das gemeinsame Vaterland soweit gingen, daß sie ihre Güter mit Schulden belasteten, deren Zinsen sie nachher nicht bezahlen konnten, zumal in den darauf folgenden Jahren die Getreidepreise sehr niedrig standen. Sehr viele dieser Kapitalien waren aus der Staatskasse entnommen. Herr Flottwell berichtete hierüber nach Berlin und erhielt folgende Antwort: „Ich finde die mit dem Verichte vom 4. d. M. Mir vorgelegten Anträge, soweit sich solche auf die Erwerbung großer Besitzungen beziehen, der Lage der Sache ganz angemessen, und genehmige, daß, wenn Substationen solcher Besitzungen eingeleitet sind, der Ober-Präsident der Provinz Ihnen (dem Finanz-Minister) Vorschläge zu deren Ankauf und Wiederveräußerung an Erwerber deutscher Abkunft gutachtlich einreicht, will Sie auch zum Ankauf innerhalb der Taxe, wenn Sie gegen die Zuverlässigkeit derselben kein Bedenken finden und die Wiederveräußerung ohne erheblichen Nachtheil für die Staatskasse mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, autorisieren.“ Niemand konnte darüber im Zweifel sein, was mit einer solchen Kabinetts-Ordnung zu machen sei. Herr Flottwell beschränkte sich daher nicht darauf, die Kabinetts-Ordnung auf diejenigen Besitzungen anzuwenden, welche ohne sein Zutun in Folge der gesunkenen Vermögensverhältnisse ihrer Eigentümer zur Substation kamen, oder bei denen die darauf geliehenen Staatsgelder nicht vollständig gesichert erschienen, sondern er führte die Substationen dadurch herbei, daß diejenigen Staatsgeld-Institute, welche Hypotheken auf Gütern polnischer Besitzer hatten, mit einem Male ihre Kapitalien kündigen mußten. Natürlich mußte diese plötzliche Maßregel, deren Beweggründe, da die oben erwähnte Kabinetts-Ordnung geheim gehalten wurde, Niemand kannte, deprimierend auf den landwirtschaftlichen Kredit und auf den Preis der Güter wirken, und die Besitzer mußten nothwendig Bankrott machen. Die Güter, die schon schlecht im Preise standen, sanken noch mehr und kein Kapitalist war geneigt, den Gutsbesitzern die ihnen vom Staate gekündigten Kapitalien zu leihen. Der Fiskus, der nun die Taxen selbst machte, erstand die Güter in den Bietungsterminen zu Spottpreisen und überließ sie an deutsche Erwerber, die massenhaft aus den anderen Provinzen der preussischen Monarchie herbeiströmten, nicht nur mit Erlaß jeder Kaufgeld-Anzahlung, sondern man schob ihnen sogar in der sicheren Aussicht, daß die Güter bald wieder eine bedeutende Preissteigerung erfahren würden, selbst das nothwendige Betriebs-Kapital vor. So erwarben Spekulanten und Glücksritter und Gesindel aller Art damals, ohne einen Groschen Geld in der Tasche zu haben — der deutsche Name und die deutsche Abkunft genügten vollständig — Güter für 10 bis 15 000 Thaler, die sie wenige Jahre darauf für 60 bis 70 000 Thaler und oft noch darüber wieder verkauften. Das nannte man *germanisieren*.

Außer diesen Leuten, welche durch die erwähnten Kunststücke des Herrn Oberpräsidenten Flottwell, der später in Anerkennung seiner Verdienste um die „Ausbreitung der deutschen Kultur“ geadelt und dann Minister wurde, in den Besitz ihres „wohlerworbenen Eigenthums“ gekommen waren, erwarben aber auch noch Andere Flächen von weitenweiter Ausdehnung für eine Spottpreis, so z. B. der König der Niederlande, dessen Bruder Heinrich, der Großherzog von Baden, der Herzog von Coburg und der Graf von Stollberg-Bernigerode. Obgleich die gegenwärtigen Besitzer bei der Erwerbung nun einen sehr guten Schnitt gemacht, haben sie natürlich trotzdem das Bedürfnis nicht verloren, außerdem noch möglichst hohe Profite zu ziehen. Die meisten haben ihre Güter, die sie zum Preise von 90—100 Mark für den Morgen angekauft haben, für 10—20 Mark pro Morgen in Flächen von 1000 bis 3000 Morgen an deutsche Landwirthe verpachtet. Nimmt man das Anlage-Kapital mit 100 Mark und den Pachtzins mit durchschnittlich 15 Mark pro Morgen, so ist dies gleich einer Rente von 15%, wobei der Pächter außerdem noch eine mit 3/4 bis 4% verzinsten Kautions zu hinterlegen und das Pachtgeld in halbjährigen Raten im Voraus zu entrichten hat. Die Pächter rekrutiren sich zum allergrößten Theil — denn an Polen verpachten diese Herren nur in sehr seltenen Fällen oder nie — aus deutschen Landwirthen aus dem Westen Deutschlands die nicht das nöthige Kapital haben, um sich zu Hause anzukaufen oder zu pachten. In der sicheren Erwartung, hier zu

Vermögen zu gelangen, aber ohne irgend welche Kenntniß der Landessprache, sowie ohne Kenntniß der Lokal-Verhältnisse, kommen diese Leute in die Provinz und beginnen hier ihre Thätigkeit, um, nachdem sie den größten Theil ihres Vermögens auf Stellung der Kautions und Vorausbezahlung des halbjährigen Pachtzins veranschlagt haben, da ihnen Niemand oder doch nur gegen Bucherzinsen — mindestens 50—60 Prozent — Kredit giebt, sehr bald in die mißlichsten Verhältnisse zu gerathen. Sie können dann weder leben noch sterben, und nachdem sie sich einen schönen Theil ihres Lebens zum Wohl und Gedeihen ihrer „hohen“ Verpächter geplagt haben, verlassen sie mit Einbuße ihres Vermögens wieder die Provinz.

An die eben geschilderte Art von Grundherrn schließen sich diejenigen deutschen Gutsbesitzer an, die in den letzten zwanzig Jahren in die Provinz eingewandert sind und sich hier mit geringen Anzahlungen angelauft haben. Auch sie kommen, wie die Pächter, meist ohne jedwede Kenntniß der Landessprache und Lokalverhältnisse hierher, sind dann gewöhnlich nicht in der Lage die Zinsen der Restkaufsumme zu berichtigen und suchen infolgedessen so lange wie irgend möglich, durch die rücksichtsloseste Ausbeutung und Kürzung der Löhne, wenigstens den wirtschaftlichen Tod von sich fern zu halten. — Die polnischen Besitzer und Pächter behandeln in der Regel ihre Arbeiter anständiger, schon um das Nationalgefühl wach zu halten.

Damit zusammen hängt die mangelhafte Schulbildung. Da der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird, so verstehen die Kinder natürlich nichts davon und lernen infolgedessen auch nichts. Ein unwissendes Proletariat ist bekanntlich viel besser in der Unterwürfigkeit zu halten, wie ein intelligentes.

Was wollen die Nihilisten?

Von Stepniak.

Aus dem Russischen von B. R.

I.

Kurze Zeit nach der Explosion des Winterpalastes erinnere ich mich in einem englischen Witzblatt folgende Karrikatur gesehen zu haben: Zwei Nihilisten treffen sich bei einem Trümmerrhaufen. „Hat man Alles in die Luft gesprengt?“ fragt der Eine. „Nein“, erwidert der Andere, „die Erde hält noch immer zusammen.“ „Komm, sprengen wir auch die Erde!“ ruft der Erste.

Diese Karrikatur illustriert die Vorstellung, welche man sich allgemein von den Nihilisten zu der Zeit machte, als ihr Name in aller Munde war. Fünf Jahre sind seitdem verfloßen. Diese haben neben vielen anderen Ereignissen in dem Leben des Nihilismus auch eine Anzahl von Prozessen mit sich gebracht. Die Bemerkenswertheiten unter ihnen, z. B. der Hochverrathsprozeß wegen des Zarenmordes, hatten beinahe einen öffentlichen Charakter, ein Umstand, der es den Angeklagten möglich machte, dem Publikum und den Berichterstattern fremder Blätter den wahren Charakter und den Zweck der Bewegung zu entwickeln; die bisher geheim gehaltenen Programme der Nihilisten sind jetzt ganz ausführlich in den besten Journalen veröffentlicht. Die Manifeste der Nihilisten, wie auch die im Geheimen herausgegebenen Broschüren sind daselbst in kurzen Auszügen wiedergegeben. Wir im Auslande lebenden Nihilisten haben unser Möglichstes gethan, um dem steigenden Wunsche des europäischen Publikums, Einiges über unsere Bewegung zu erfahren, nachzukommen. Dies alles hat in bemerkenswerther Weise die Meinung des europäischen Publikums modifiziert. In Frankreich und England sind bereits viele zu der Einsicht gelangt, daß die Nihilisten keineswegs Apostel der Zerstörung seien, und, obwohl in ihren Ansichten sehr gemäßig, geben sie doch zu, daß unter einer Regierung, wie der russischen, niemand das Recht habe die zu tabeln, die sich an die Stelle des Gesetzes zu setzen versuchen. „Wenn ich Russe wäre, wäre ich selbst Nihilist“, solchen und ähnlichen Ansichten bin ich wiederholt in allen Gesellschaftsklassen Englands begegnet. Unter den zahlreichen Beweisen der Sympathie will ich hier einen Auszug aus dem Journale „Christian World“ mittheilen, welcher eher alles Andere als umstürzlerisch ist. Daselbst wird im Anschluß an einen Artikel, den ich in der „Times“ veröffentlicht habe, Folgendes gesagt: „Es ist nicht wunderbar, daß der Jorn des russischen Volkes sich von Zeit zu Zeit in Handlungen äußert, welche man heute Verbrechen nennt, welche aber die Geschichte als Beweise des Patriotismus Einzelner betrachtet wird, die das ihnen von einer verhassten Tyrannei zugesagte Unrecht nicht ertragen konnten“ (11. Sept. 1884).

Aber in unserer Zeit fieberhafter Thätigkeit, in welcher man den Tagesereignissen nur geringe Aufmerksamkeit schenkt, diese, kaum bemerkt, auch schon vergessen sind, bleiben die neuen Eindrücke nur sehr schwer im Publikum haften. Um ein eingewurzelt Vorurtheil zu zerstören, muß man sich schon die Finger wund schreiben. Und es giebt kein Mittel, diesem Uebel abzuhelfen. Es wagt für mich eine starke Geduldsprobe — Verzeihung, daß ich hier darüber spreche — als ich die zahlreichen Beurtheilungen las, mit welchen die Presse mein letztes Werk „Russian under the Tsars“ (Rußland unter der Zarenherrschaft) beehrte. Gut informirte und empfehlenswerthe Blätter haben, obgleich sonst sehr vorsichtig und bedächtig in ihren Urtheilen, in Bezug auf die Tendenzen des Nihilismus oft die größten Lobsprüche gesprochen. Das unparteiische „Athenaeum“ bemerkt neben einer aufrichtigen Anerkennung des Werkes und trotz des Schauders,

welchen ihm die Beschreibung der russischen Gefängnisse verursacht, der Leser dürfe nicht vergessen, daß die Nihilisten Leute seien, entschlossen, durch Gewalt die phantastische Freiheit der Anarchie einem Lande aufzudrängen, welches darauf nicht vorbereitet sei und sie durchaus nicht haben wolle. Die „Morning Post“ ist noch kategorischer. Dieses achtungswerthe Blatt ist fest davon überzeugt, daß die Nihilisten nicht arbeiten, um Reformen zu erlangen oder um das Loos des Volkes zu erleichtern, sondern einzig und allein, um die politische und soziale Ordnung zu zerstören. Die „St. James Gazette“ scheint derselben Meinung zu sein. „Den Nihilisten erscheint alles, was nicht die Zerstörung des Staates im Auge hat, auch nicht eines einzigen Augenblicks ernstlicher Betrachtung würdig.“

Das beste Mittel, sich von diesen falschen Urtheilen zu befreien, wäre vielleicht das, die schlecht klingende und schlecht passende Bezeichnung „Nihilismus“, unter welchem Namen unsere Partei figurirt, aufzugeben. Nihilismus bedeutet Verneinung. Die Nihilisten müssen deshalb — und diesen Schluß ziehen viele — Anhänger der allgemeinen Zerstörung sein. Dies klingt sehr einfach und scheint ganz plausibel. „Der Name schon, den die Revolutionäre angenommen haben, ist ein hinreichendes Argument gegen sie“, sagt die „Morning Post“. Es würde vielleicht ein Argument gegen sie sein, wenn sie ihn sich selbst beigelegt hätten. Aber jeder Russe und jeder Ausländer, der sich mit der politischen und sozialen Lage Rußlands beschäftigt, wird bestätigen, daß dem nicht so sei. Die Revolutionäre selbst nennen sich anders und werden auch in ihrem Lande vielfach verschieden bezeichnet, „Revolutionäre Sozialisten“ oder einfach „Revolutionäre“. Dieses Namens bedient man sich besonders im offiziellen Stile der Manifeste; im gewöhnlichen Jargon nennt man sie „Radikale“. Durch die Willkür der Journalisten, welche eines Namens bedurften, um sie zu bezeichnen, und deshalb den ersten besten einem Roman Turgenjef's entlehnten, wurden sie in Europa „Nihilisten“ getauft. Diese Bezeichnung ist heute so eingebürgert, daß sie unmöglich geändert werden kann.

Zum Schluß dieses kleinen Exkurses über die Zerstörungswuth der Nihilisten will ich ein kurzes Zitat aus einem wohlbekannten Dokumente anführen, aus dem Briefe, den das Exekutiv-Komitee der Nihilisten an Alexander III. nach seiner Thronbesteigung richtete. Ich übergehe den erklärenden Theil dieses Manifestes, in welchem diese blutdürstigen Nihilisten selbst ihre Widerwillen gegen die Gewaltmaßregeln zu erkennen geben, zu welchen die Regierung sie getrieben hatte. Sie äußern ihren Wunsch „im Interesse des Landes“ gewaltsame Umwälzungen zu vermeiden, „die jedesmal einen ungeheuren Verlust an Kraft und Energie bedeuten, welche besser zu nützlichen Arbeiten, zur Entwidlung der nationalen Intelligenz und der allgemeinen Wohlfahrt hätten angewandt werden können. Sie seien bestrebt, sich nicht außerhalb der Gesetze zu stellen. In folgenden Zeilen zählt das Komitee die Bedingungen auf, unter denen es seine Feindseligkeiten einzustellen verspricht:

Erstens: Allgemeine Amnestie für alle politischen Sträflinge, vorausgesetzt, daß sie keine bürgerlichen Verbrechen begangen, sondern einfach ihre Bürgerpflicht ausgeübt.

Zweitens: Einberufung von Vertretern der ganzen Nation, welche die den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes am meisten entsprechenden Formen des politischen und sozialen Lebens zu prüfen haben. Hierbei glauben wir noch besonders hervorheben zu müssen, daß das Volk nur dann wirklich die Regierung in seinen Händen hat, wenn es seine Vertreter in absolut freier Wahl bestimmen kann. Die Wahlen müßten also in folgender Weise stattfinden:

Erstens: Die Abgeordneten werden aus allen Klassen gleichmäßig ohne Unterschied gewählt und zwar in einem bestimmten Verhältnis zur Einwohnerzahl.

Zweitens: Es darf keine Beschränkung in der Ausübung des aktiven und passiven Wahlrechtes stattfinden.

Drittens: Die Wahlen und die Wahlagitacion sollen absolut frei sein. Die Regierung möge bis zur Einberufung der Volksvertretung provisorisch Folgendes bewilligen:

1. Absolute Pressfreiheit;
2. Absolute Redefreiheit;
3. Absolute Koalitions- und Versammlungsfreiheit;
4. Absolute Freiheit in der Aufstellung der Wahlprogramme.

Dieses sind die einzigen Mittel, durch welche Rußland den Weg des friedlichen und gleichmäßigen Fortschritts betreten kann. Wir erklären feierlich vor dem Volke und vor der Welt, daß unsere Partei sich ohne Widerrede der Nationalversammlung, wenn sie auf Grund der oben angeführten Bedingungen zusammentritt, unterwerfen und einer Regierung, welche von der Nationalversammlung sanktionirt ist, keine Opposition machen wird.“

Dieses Schriftstück, welches in Tausenden von Exemplaren gedruckt, in ganz Rußland verbreitet, vielfach überseht und in den bedeutendsten ausländischen Blättern wiedergegeben wurde, machte die Kunde durch ganz Europa. Es frappirte den Leser; man hatte dieses von Leuten, wie den Nihilisten, nicht erwartet. Dieses Erstaunen beruhte aber auf der großen Unkenntniß, in welcher man sich in Europa über die russischen Verhältnisse befand. Der Brief an Alexander III. enthielt eigentlich nichts wesentlich Neues. Dem Attentate Solowjef's auf Alexander II. folgte eine Erklärung des

Komitees der Nihilisten, in welcher sie sich verpflichteten, die Feindseligkeiten gegen die Person des Kaisers einzustellen, sobald er seine autokratische Macht in die Hände einer repräsentativen Nationalversammlung legen würde (Shemsky Sobor). Der Brief an Alexander III. gab diesen Erklärungen eine größere Bestimmtheit.

Aus: Die preussische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei.

Von Friedrich Engels. (1865.)

Der moderne Arbeiter, der Proletarier, ist ein Produkt der großen industriellen Revolution, welche namentlich in den letzten hundert Jahren in allen zivilisierten Ländern die ganze Produktionsweise, zuerst der Industrie und nachher auch des Ackerbaus, total umgewälzt hat, und in Folge deren an der Produktion nur noch zwei Klassen beteiligt sind: die der Kapitalisten, welche sich im Besitz der Arbeitshilfsmittel, der Rohmaterialien und der Lebensmittel befinden, und die der Arbeiter, welche weder Arbeitshilfsmittel, noch Rohmaterialien, noch Lebensmittel besitzen, sondern sich diese letzteren mit ihrer Arbeit von den Kapitalisten erst kaufen müssen. Der moderne Proletarier hat also direkt nur mit einer Gesellschaftsklasse zu thun, die ihm feindselig gegenübersteht, ihn ausbeutet: mit der Klasse der Kapitalisten, der Bourgeoisie. In Ländern, wo diese industrielle Revolution vollständig durchgeführt ist, wie in England, hat der Arbeiter wirklich auch nur mit Kapitalisten zu thun, denn auch auf dem Lande ist der große Gutspächter nichts als ein Kapitalist; der Aristokrat, der nur die Grundrente seiner Besitzungen verzehrt, hat mit dem Arbeiter absolut keine gesellschaftlichen Berührungspunkte.

Anders in Ländern, wo diese industrielle Revolution erst in der Durchführung begriffen ist, wie in Deutschland. Hier sind aus den früheren feudalen und nachfeudalen Zuständen noch eine Menge gesellschaftlicher Elemente haften geblieben, welche, um uns so auszudrücken, das gesellschaftliche Mittel (medium) trüben, dem sozialen Zustand Deutschlands jenen einfachen, klaren, klassischen Charakter nehmen, der den Entwicklungsstand Englands auszeichnet. Wir finden hier in einer sich täglich mehr modernisierenden Atmosphäre und unter ganz modernen Kapitalisten und Arbeitern die wunderbarsten vorfindlichen Fossilien lebendig umherwandeln: Feudalherren, Patrimonialgerichte, Krautjunfer, Stodprügel, Regierungsräte, Landräthe, Zunungen, Kompetenzkonflikte, Verwaltungsjurisdiktion u. s. w. Und wir finden, daß im Kampf um die politische Macht alle diese lebenden Fossilien sich zusammenscharen gegen die Bourgeoisie, die, durch ihren Besitz die mächtigste Klasse der neuen Epoche, im Namen der neuen Epoche ihnen die politische Herrschaft abberlangt.

Außer der Bourgeoisie und dem Proletariat produziert die moderne große Industrie noch eine Art Zwischenklasse zwischen Beiden, das Kleinbürgerthum. Dies besteht theils aus den Resten des früheren halbmittelalterlichen Pfahlbürgerthums, theils aus etwas emporgekommenen Arbeitern. Es findet seine Stellung weniger in der Produktion als in der Vertheilung der Waaren; der Detailhandel ist sein Hauptfach. Während das alte Pfahlbürgerthum die stabilste, ist das moderne Kleinbürgerthum die am meisten wechselnde Klasse der Gesellschaft; der Bankrott ist bei ihm eine Institution geworden. Es nimmt Theil durch seinen kleinen Kapitalbesitz an der Lebenslage der Bourgeoisie, durch die Unsicherheit seiner Existenz an der des Proletariats. Widersprüchsvoll wie sein gesellschaftliches Dasein ist seine politische Stellung; im Allgemeinen jedoch ist die „reine Demokratie“ sein korrektester Ausdruck. Sein politischer Beruf ist der, die Bourgeoisie in ihrem Kampf gegen die Reste der alten Gesellschaft und namentlich gegen ihre eigene Schwäche und Feigheit voranzutreiben und diejenigen Freiheiten erkämpfen zu helfen, — Pressfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit, allgemeines Wahlrecht, lokale Selbstregierung — ohne welche, trotz ihrer bürgerlichen Natur, eine schwächere Bourgeoisie wohl fertig werden kann, ohne welche die Arbeiter aber nie ihre Emanzipation erobern können.

Im Laufe des Kampfes zwischen den Resten der alten, vorfindlichen Gesellschaft und der Bourgeoisie kommt überall irgend einmal der Moment, wo beide Kämpfenden sich an das Proletariat wenden und seine Unterstützung nachsuchen. Dieser Moment fällt gewöhnlich mit demjenigen zusammen, in dem die Arbeiterklasse selbst anfängt, sich zu regen. Die feudalen und bürokratischen Repräsentanten der untergehenden Gesellschaft rufen den Arbeitern zu, mit ihnen auf die Ausdauer, die Kapitalisten, die einzigen Feinde des Arbeiters loszuschlagen; die Bourgeois weisen die Arbeiter darauf hin, daß sie beide zusammen die neue Gesellschaftsperiode repräsentieren und daher jedenfalls der untergehenden alten Gesellschaftsform gegenüber gleiches Interesse haben. Um diese Zeit kommt dann die Arbeiterklasse allmählich zum Bewußtsein, daß sie eine eigene Klasse mit einer eigenen unabhängigen Zukunft ist; und damit kommt die Frage, die nacheinander in England, in Frankreich und in Deutschland sich aufgedrängt hat: wie hat sich die Arbeiterpartei gegenüber den Kämpfenden zu stellen?

Soviel ist nun klar: Weder die feudal-bürokratische Partei, die man kurzweg die Reaktion zu

nennen pflegt, noch die liberal-radikale Bourgeoispartei wird geneigt sein, deren Forderungen freiwillig zuzugehen. Nun wird aber das Proletariat eine Macht von dem Augenblick an, wo sich eine selbstständige Arbeiterpartei bildet, und mit einer Macht muß man rechnen. Beide feindliche Parteien wissen das und werden also im gegebenen Augenblicke geneigt sein, den Arbeitern scheinbare oder wirkliche Konzessionen zu machen. Auf welcher Seite können die Arbeiter die größten Zugeständnisse erwirken?

Der reaktionären Partei ist bereits die Existenz von Bourgeois und Proletariern ein Dorn im Auge. Ihre Macht beruht darauf, daß die moderne gesellschaftliche Entwicklung wieder todt gemacht oder wenigstens gehemmt werde. Sonst verwandeln sich allmählich alle bestehenden Klassen in Kapitalisten, alle unterdrückten Klassen in Proletariat, und damit verschwindet die reaktionäre Partei von selbst. Die Reaktion will, wenn sie konsequent ist, allerdings das Proletariat aufheben, aber nicht dadurch, daß sie zur Assoziation fortschreitet, sondern indem sie die modernen Proletarier wieder in Juntsgefallen und ganz oder halb leibeigene bäuerliche Hinterlassen zurückverwandelt. Ist unsern Proletariern mit einer solchen Verwandlung gedient? Wünschen sie sich wieder unter die väterliche Zucht des Juntsmeisters oder des „gnädigen Herrn“ zurück, wenn so etwas möglich wäre? Sicherlich nicht. Es ist ja gerade erst die Lostrennung der arbeitenden Klasse von all dem früheren Scheinbesitz und den Scheinprivilegien, die Herstellung des nackten Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, die überhaupt die Existenz einer einzigen großen Arbeiterklasse mit gemeinsamen Interessen, einer Arbeiterbewegung, einer Arbeiterpartei möglich gemacht hat. Und dazu ist eine solche Zurückdrängung der Geschichte eine reine Unmöglichkeit. Die Dampfmaschinen, die mechanischen Spinn- und Webstühle, die Dampfplüge und Dreschmaschinen, die Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen und die Dampfpressen der Gegenwart lassen keinen solch absurden Rückschritt zu, im Gegentheil, sie vernichten allmählich und unerbittlich alle Reste feudaler und zünftiger Zustände und lösen alle von früher überkommenen kleinen gesellschaftlichen Gegensätze auf in den einen weltgeschichtlichen Gegensatz von Kapital und Arbeit.

Dagegen hat die Bourgeoisie gar keine andere geschichtliche Stellung, als die erwähnten riesenhaften Produktivkräfte und Berkehrsmittel der modernen Gesellschaft nach allen Seiten hin zu vermehren und aufs Höchste zu steigern, durch ihre Kredit-Assoziationen auch die Produktionsmittel, welche aus früheren Zeiten mit überliefert sind, namentlich den Grundbesitz sich in die Hände zu spielen, alle Produktionszweige mit modernen Hilfsmitteln zu betreiben, alle Reste feudaler Produktionen und feudaler Verhältnisse zu vernichten, und so die ganze Gesellschaft zurückzuführen auf den einfachen Gegensatz einer Klasse von Kapitalisten und einer Klasse von besitzlosen Arbeitern. In demselben Maße, wie diese Vereinfachung der gesellschaftlichen Klassengegensätze stattfindet, wächst die Macht der Bourgeoisie, aber in noch größerem Maße wächst auch die Macht, das Klassenbewußtsein, die Siegesfähigkeit des Proletariats; nur durch diese Machtvergrößerung der Bourgeoisie bringt es das Proletariat allmählich dahin, die Majorität, die überwiegende Majorität im Staate zu werden, wie es dies in England bereits ist, aber noch keineswegs in Deutschland, wo Bauern aller Art auf dem Lande und kleine Meister, Kleinrämer u. s. w. in den Städten ihm noch die Stange halten.

Also: Jeder Sieg der Reaktion hemmt die gesellschaftliche Entwicklung, entfernt unsehlbar den Zeitpunkt, wo die Arbeiter siegen können. Jeder Sieg der Bourgeoisie über die Reaktion dagegen ist nach einer Seite hin zugleich ein Sieg der Arbeiter, trägt zum endlichen Sieg der Kapitalistenherrschaft bei, rückt den Zeitpunkt näher heran, wo die Arbeiter über die Bourgeoisie siegen werden.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht Momente eintreten können, wo es der Reaktion gerathen erscheint, den Arbeitern Konzessionen zu machen. Aber diese Konzessionen sind stets ganz eigener Art. Sie sind nie politischer Natur. Die feudal-bürokratische Reaktion wird weder das Stimmrecht ausdehnen, noch die Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht befreien, noch die Macht der Bureaukratie beschränken. Die Konzessionen, die sie macht, sind stets direkt gegen die Bourgeoisie gerichtet und der Art, daß sie die politische Macht der Arbeiter durchaus nicht vermehren. So wurde in England das Zehnstunden-Gesetz für die Fabrikarbeiter gegen den Willen der Fabrikanten durchgeführt. So wäre von der Regierung in Preußen die genaue Einhaltung der Vorschriften über die Arbeitszeit in den Fabriken — welche jetzt nur auf dem Papier bestehen — ferner das Koalitionsrecht der Arbeiter u. s. w. zu fordern und möglicher Weise zu erlangen. Aber es ist bei allen diesen Konzessionen von Seiten der Reaktion stehend, daß sie erlangt werden ohne irgend einen Gegenstand von Seiten der Arbeiter, und mit Recht, denn indem die Reaktion den Bourgeois das Leben sauer macht, hat sie schon ihren Zweck erreicht, und die Arbeiter sind ihr keinen Dank schuldig, danken ihr auch nie.

Die bestehende Regierung in Preußen ist nicht so einfältig, daß sie sich selbst den Hals abschneiden sollte. Und wenn es dahin käme, daß die Reaktion dem deutschen Proletariat einige politische Scheinkonzessionen hinwerfen sollte, um es damit zu ködern — dann wird hoffentlich das deutsche Proletariat antworten mit den stolzen Worten des alten Hildebrandsliedes:

Mit gerd scal man geba infahan, ort widar orte.
„Mit dem Speere soll man Gabe empfangen, Spitze gegen Spitze.“

Was die sozialen Konzessionen betrifft, die die Reaktion den Arbeitern machen könnte — Verlängerung der Arbeitszeit in den Fabriken, bessere Handhabung der Fabrikgesetze, Koalitionsrecht u. s. w. — so beweist die Erfahrung aller Länder, daß die Reaktion solche Anträge stellt, ohne daß die Arbeiter ihr das Geringste als Entgelt zu bieten haben. Die Reaktion hat die Arbeiter nöthig, die Arbeiter aber nicht die Reaktion. So lange die Arbeiter also in ihrer eigenen selbstständigen Agitation auf diesen Punkten bestehen, so können sie darauf rechnen, daß der Moment eintreten wird, wo reaktionäre Elemente dieselben Forderungen aufstellen, bloß um die Bourgeoisie zu chikanieren; und damit gewinnen die Arbeiter Erfolge gegenüber der Bourgeoisie, ohne der Reaktion irgend welchen Dank schuldig zu sein.

Wenn aber die Arbeiterpartei von der Reaktion Nichts zu erwarten hat, als kleine Konzessionen, die ihr ohnehin zustießen, ohne daß sie darum betteln zu gehen braucht — was hat sie dann von der bürgerlichen Opposition zu erwarten?

Wir haben gesehen, daß Bourgeoisie und Proletariat beides Kinder einer neuen Epoche sind, daß sie beide in ihrer gesellschaftlichen Thätigkeit darauf hinarbeiten, die Reste des aus früherer Zeit überkommenen Gerümpels zu beseitigen. Sie haben zwar unter sich einen sehr ersten Kampf auszumachen, aber dieser Kampf kann erst ausgefochten werden, wenn sie einander allein gegenüberstehen. Erst dadurch, daß der alte Blunder über Bord fliegt, wird „klar Schiff“ zum Gesecht gemacht — nur daß diesmal das Gesecht nicht zwischen zwei Schiffen, sondern an Bord des einen Schiffes, zwischen Offizieren und Mannschaft geschlagen wird.

Die Bourgeoisie kann ihre politische Herrschaft nicht erkämpfen, diese politische Herrschaft nicht in einer Verfassung und in Gesetzen ausdrücken, ohne gleichzeitig dem Proletariat Waffen in die Hand zu geben. Gegenüber den alten, durch Geburt unterschiedenen Ständen muß sie die Menschenrechte, gegenüber dem Juntswesen die Handels- und Gewerbefreiheit, gegenüber der bürokratischen Bevormundung die Freiheit und die Selbstregierung auf ihre Fahne schreiben. Konsequenterweise muß sie also das allgemeine direkte Wahlrecht, Press-, Vereins- und Versammlungsfreiheit und Aufhebung aller Ausnahmegesetze gegen einzelne Klassen der Bevölkerung verlangen. Dies ist aber auch Alles, was das Proletariat von ihr zu verlangen braucht. Es kann nicht fordern, daß die Bourgeoisie aufhöre Bourgeoisie zu sein, aber wohl, daß sie ihre eigenen Prinzipien konsequent durchführe. Damit bekommt das Proletariat aber auch alle die Waffen in die Hand, deren es zu seinem endlichen Siege bedarf. Mit der Pressfreiheit, dem Versammlungs- und Vereinsrecht eroberte es sich das allgemeine Wahlrecht, mit dem dem allgemeinen direkten Stimmrecht, in Vereinigung mit den obigen Agitationsmitteln, alles Uebrige.

Es ist also das Interesse der Arbeiter, die Bourgeoisie in ihrem Kampfe gegen alle reaktionären Elemente zu unterstützen, so lange sie sich selbst treu bleibt. Jede Eroberung, die die Bourgeoisie der Reaktion abzwängt, kommt, unter dieser Bedingung, der Arbeiterklasse schließlich zu gute.

Aber wenn nun die Bourgeoisie sich selbst untreu wird, ihre eigenen Klassen-Interessen und die daraus folgenden Prinzipien verrät?

Dann bleiben den Arbeitern zwei Wege übrig! Entweder die Bourgeoisie gegen ihren Willen vorzutreiben, sie soweit möglich zu zwingen, das Wahlrecht auszudehnen, die Presse, die Vereine und Versammlungen zu befreien, und damit dem Proletariat ein Gebiet zu schaffen, auf dem es sich frei bewegen und organisieren kann. Dies haben die englischen Arbeiter seit der Reformbill von 1832, die französischen Arbeiter seit der Julirevolution 1830 gethan, und gerade durch und mit Bewegung, deren nächste Ziele rein bürgerlicher Natur waren, ihre eigene Entwicklung und Organisation mehr als durch irgend ein anderes Mittel gefördert. Dieser Fall wird immer eintreten, denn die Bourgeoisie, bei ihrem Mangel an politischem Muth, wird sich von Zeit zu Zeit überall untreu.

Oder aber, die Arbeiter ziehen sich ganz von der bürgerlichen Bewegung zurück und überlassen die Bourgeoisie ihrem Schicksale. Dieser Fall trat in England, Frankreich und Deutschland nach dem Scheitern der europäischen Arbeiterbewegung von 1848—1850 ein. Er ist nur möglich nach gewaltsamen und momentan fruchtlosen Anstrengungen, nach denen die Klasse Ruhe bedarf. Im gesunden Zustand der Arbeiterklasse ist er unmöglich; er käme ja einer vollständigen politischen Abdankung gleich, und deren ist eine ihrer Natur nach muthige Klasse, eine Klasse, die Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hat, auf die Dauer unfähig.

Selbst in dem äußersten Falle, daß die Bourgeoisie aus Furcht vor den Arbeitern, sich unter der Schürze der Reaktion vertrieben und an die Macht der ihr feindlichen Elemente um Schutz gegen die Arbeiter appellieren sollte — selbst dann wird der Arbeiterpartei nichts übrig bleiben, als die von den Bürgern verrathene Agitation für bürgerliche Freiheit, Pressfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht trotz der Bürger fortzuführen. Ohne diese Freiheiten kann sie selbst sich nicht frei bewegen; sie kämpft in diesem Kampf für ihr eigenes Lebenselement, für die Luft, die sie zum Athmen nöthig hat.

Es versteht sich von selbst, daß in allen diesen Fällen

*) Wir drucken diesen interessanten Artikel aus einer Zusammenstellung von Auszügen aus den Schriften von Engels ab, welche die „Sozialdemokratischen Monatshefte“ in einer Nummer, welche vollständig Engels gewidmet ist, bringen.

die Arbeiterpartei nicht als der bloße Schwanz der Bourgeoisie, sondern als eine durchaus von ihr unterschiedene, selbstständige Partei auftreten wird. Sie wird der Bourgeoisie bei jeder Gelegenheit ins Gedächtnis rufen, daß die Klasseninteressen der Arbeiter denen der Kapitalisten direkt entgegengesetzt, und daß die Arbeiter sich dessen bewußt sind. Sie wird ihre eigene Organisation gegenüber der Parteiorganisation der Bourgeoisie festhalten und fortbilden, und damit mit der letzteren nur unterhandeln wie eine Macht mit der andern.

Zum Konzentrationsprozeß.

Wir haben in der letzten Zeit öfters Artikel über den gegenwärtigen Börsenkrach, die Krise und die zusammenhängenden Erscheinungen gebracht. Wir glauben, daß die augenblicklichen Verhältnisse so interessant sind, daß wir keine Ermüdung unserer Leser zu fürchten haben, wenn wir wieder einen Artikel über das Thema nach einer amerikanischen Zeitung bringen. Es kommt ja nicht so häufig vor, daß man diese periodischen Krankheiten des Kapitalismus beobachten kann, und da muß man denn die Gelegenheit ausnützen.

Unter der Herrschaft des Kapitalismus ist der Konzentrationsprozeß ein gesellschaftlicher Vorgang, der sich mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes vollzieht. Die kleinen Mitbewerber verschwinden immer mehr, um den größeren Platz zu machen, und bei Branchen, in denen der Großkapitalismus sich die Herrschaft erobert hat, verschwindet der einzelne Kapitalist, um dem Trust, jener modernen Riesen-Aktiengesellschaft, Platz zu machen.

Im ökonomischen Kampfe, in der Produktion vollzieht sich dieser Prozeß langsam und stetig; Regelmäßig verkündet uns die Statistik jährlich so und so viel Tausend Bankrotte von Kapitalisten, die im Konkurrenzkampfe unterlegen sind.

Aber es giebt noch einen anderen Weg, auf dem sich dieser Konzentrationsprozeß ruckweise, in größeren Dimensionen vollzieht, auf dem Gebiet der Spekulation.

Unsere Genossen haben wohl in den letzten Wochen in der Tagespresse die riesigen Abschlächtungen verfolgt, nicht allein der „Bären und Bullen“ unter sich, sondern wie dieses kleinere Raubthier an der Börse von den größten kapitalistischen Haiischen abgethan worden ist.

In wenigen Wochen wurden an der Börse mehr Kapitalisten abgeschlachtet, als der Konkurrenzkampf in mehreren Jahren vernichtet.

Gehen wir etwas näher darauf ein.

Die heutige Produktionsweise mit ihrer Ausbeutung schafft bekanntlich zwei Extreme, eine große Masse besitzloser Proletarier und ein kleines Häuflein Kapitalisten, die als die Besitzer der Produktionsmittel, wie Land, Fabriken, Maschinen und Verkehrsmittel den Löwenantheil aus den Erzeugnissen der Produktion einstecken. Die Statistik hat festgestellt, daß in den Ver. Staaten der jährliche Durchschnittswert, den ein Arbeiter erzeugt, 1400 Doll. beträgt, der jährliche Durchschnittslohn aber nur 300 Doll., also ein Mehr von 1100 Doll., das in die Taschen der Kapitalisten fließt, und in den Händen unserer Großkapitalisten sich zu Riesensummen anammelt.

Während also auf Seiten der Arbeiterklasse sich die Massenarmuth immer mehr ausbreitet, sammeln sich die überflüssigen Werthe in den Händen der Kapitalisten in solchem Maßstabe an, daß sie in gewissen Zeiten nicht wissen, was sie mit diesem Ueberfluß anfangen sollen.

In solcher Lage befand sich der Kapitalismus in England vor einigen Jahren. Geld war in solcher Fülle vorhanden, daß für eine sichere Anlage es schon zu 1½ bis 2 Prozent zu haben war. Jetzt regten sich die Spekulanten in allen Winkeln unseres Erdballs und sandten ihre Agenten nach England, um die dortigen Kapitalisten für ihre Unternehmungen zu interessieren. So floß das englische Geld nach Afrika, Indien, Süd-, Mittel- und Nordamerika. Bekannt ist, welche riesigen Summen die Engländer für den Ankauf von Brauereien und anderen Geschäften in Amerika hinausgeworfen.

Der größte Theil dieses Geldes floß in Unternehmungen, von denen eine sofortige Verzinsung nicht zu erwarten war. Daher floß wohl das Geld von England nach allen Richtungen der Windrose ab, aber keines mehr zurück.

Der Geldmangel machte sich daher geltend, die Bank von England erhöhte ihren Zinsfuß auf 6 Prozent, andere Banken folgten, um den Zufluß des Geldes zu ermuntern, allein der Krach konnte nicht mehr aufgehalten werden. Leute, die ihre Aktien auf Borg gekauft hatten, konnten nicht bezahlen und mußten loschlagen. Andere, die Angst bekamen, warfen ihre Papiere ebenfalls auf den Markt. Allein nur die Großkapitalisten waren im Besitz von Baargeld und konnten daher allein kaufen. Und diese beeilten sich daher nicht, bis die Papiere einen tiefen Stand erreicht hatten. Dann fielen ihnen dieselben um einen Spottpreis zu.

Welche ungeheure Verluste diejenigen hatten, welche verkaufen mußten und welche riesigen Profite die Käufer, sehen wir an einem Beispiel. Die Aktien von 20 amerikanischen Bahngesellschaften fielen in wenigen Tagen um nahezu 200 Millionen Dollars.

So gelangte Jay Gould und Konsorten in den Besitz dieses riesigen Eisenbahn-Rekes um einen Spottpreis. Der Geldmangel in Amerika war nicht wie in England eine Folge des riesigen Abflusses nach allen Welttheilen, sondern eine künstliche Ausnutzung der Geldnoth in England, mit Hilfe der

läufigen Presse. Diese mußte die Situation in den dunkelsten Farben malen und so wurde durch diese Gaunerei dasselbe Resultat erzielt.

Bankrotte folgten auf Bankrotte, das Schlachtfeld ist besäet, mit Todten und verwundeten Kleinkapitalisten, und deren Werthpapiere sind von wenigen Großkapitalisten, gleich einem großen Pumpwerk, aufgesaugt worden.

So erschlägt eine solche Börsenkrisis hunderte von Kapitalisten, die der Konkurrenzkampf auf ökonomischen Gebiet höchstens in Jahren vernichtet hätte.

Der Kapitalismus arbeitet selbst mit großer Energie an seiner Veseitigung. Erst beraubt er die Arbeiterklasse um die Erträgnisse ihrer Arbeitskraft, dann jagen sich die Kapitalisten wieder gegenseitig diese Werthe in Gestalt von „Papierchen“ an der Börse ab. Mit einem Raffinement und Mitteln, um welche sie mancher Hochstapler beneiden könnte. In diesem Gaunerspiel bleibt auch nur derjenige Sieger, der über eine einflussreiche Presse verfügt und allen Wechselfällen die Stirn bieten kann. Das sind unsere Großkapitalisten. In der kapitalistischen Presse wird schon Monate vorher Stimmung gemacht, für ihre Raubzüge wird das Steigen und Fallen der Papiere vorbereitet.

Die Börsengaunerei bildet die zweite Abtheilung unseres verrotteten Gesellschaftsgebäudes. Die erste bildet die moderne Produktionsweise, hier wird der Arbeiterklasse das Mark aus den Knochen gesaugt, wird sie um ihrer Arbeit Früchte beraubt; in der zweiten Abtheilung, der Börse wird dieser Raub von den großen kapitalistischen Haiischen, den kleineren wieder abgejagt.

Das Ganze aber nennt man Ordnung.

Vom Börsenschwindel.

Wir stehen dem Börsenschwindel nicht als entrüstete christlich-germanische Biederwälder gegenüber. Im Gegentheil, wir sind sehr erfreut über den Eifer, mit welchem die Kapitalisten sich gegenseitig selbst aufstrecken und den sozialen Staat vorbereiten, indem sie das kleine Kapital verschlingen. Denn bekanntlich ist es ja das kleine Kapital, welches beim Börsenschwindel die Haare lassen muß und das große Kapital, welches immer die Profite einstreicht. Wir sind weit entfernt, über den Schwindel Moralpredigten zu halten. Aber des Amusements halber können wir doch Manches verfolgen. Das dient vielleicht dazu, unser, durch die polizeiliche Sittenkontrolle etwas gesunkenes moralische Selbstbewußtsein zu heben, indem wir sehen, daß es noch andere schlechte Menschen giebt außer uns.

Die „Frankf. Zig.“ berichtet von einem niedlichen Börsenschwindel.

Ueber den heillosen Gründungsschwindel, der unter dem Vorwand der Exploitation der Goldfelder in Transvaal getrieben wird, giebt ein von dem Lordkanzler Halsbury und den Lords Bowen und Fry entschiedener Rechtsstreit einen guten Begriff. Im April 1889 wurde von einigen sog. Finanzjongleuren die „Zoutpansberg Prospecting Company“ gebildet, als deren Aufgabe in entzückender Allgemeinheit die Exploitation nicht der Londoner Kapitalisten (Arme Kapitalisten!), sondern der Naturkräfte des Transvaal bezeichnet wurde. Das Startkapital bestand aus 25 000 Lfr. Die viele Shares vom Publikum gezeichnet wurden, wiewohl nicht gefast. Viel Geld scheint nicht eingegangen zu sein, denn im September desselben Jahres ließen die Direktoren der „Prospecting Company“, Dunstons und Stephenson, eine neue Gesellschaft vom Stapel, die „Johannesburg Hotel Company“, gewissermaßen als die Tochter der ersten Gesellschaft. Das Aktienkapital betrug diesmal 75 000 Lfr. Es wurde ein Abkommen getroffen, daß die Gründer der ersten Gesellschaft von den Gründern der zweiten 3750 Lfr. erhalten sollten, für die Mühe, die sie sich gegeben hatten, die „Johannesburg Hotel Company“ in die Welt zu bringen und dem Publikum davon Kenntnis zu geben. Da beide Gesellschaften unter der Kontrolle derselben Männer standen, leuchtet die Unangenehmigkeit des Abkommens ein. Das Publikum zeichnete wirklich einige Shares, etliche 600 Pfund gingen ein, aber da dies nicht genügte, beschloßen die Direktoren der „Prospecting Company“, von denjenigen der „Hotel Company“ Shares im Betrag von 2500 Lfr. an Zahlungsstatt anzunehmen. Das geschah nur unterlassen die Herren die geringfügige Formalität, das Abkommen für das Alibi, wie das Gesetz vorschreibt, einzutragen zu lassen. Die „Johannesburg Hotel Company“ war sehr kurzlebig und nach kaum 2 Monaten kam das natürliche Ende in der Gestalt einer Liquidation. Da die Gründer nicht genau wußten, wo Johannesburg lag, hätten sie doch kein Hotel dort bauen können. Der vom Richter ernannte Liquidator machte im Laufe der amtlichen Untersuchung die Entdeckung, daß die Direktoren der „Prospecting Company“ 2500 Shares empfangen, aber dafür keine Barzahlung geleistet hatten. Er hielt sie deshalb zur Zahlung an. Dagegen sträubten sie sich mit aller Macht. Die Angelegenheit wurde in erster und zweiter Instanz gegen sie entschieden, und nun haben gar der Lordkanzler und seine zwei Richter das Urtheil gefällt, daß sie als Schuldner 2500 Lfr. an die Masse zahlen müssen.

Was kostet ein Arbeiter?

Mit welcher geradezu ungläublichen Brutalität die Unternehmer das Leben ihrer Arbeiter auf's Spiel setzen, um auch nur einige Groschen zu sparen, ist schon an verschiedenen Beispielen gezeigt. Eine spätere Zeit wird solche Dinge einfach ungläublich finden. Für eine winzige Summe ohne Bewußtseinsbisse Menschenleben zu opfern!

Ein neues Beispiel bietet die Botschaft des Präsidenten der „Vereinigten Staaten“, des Russenbourgeoislandes, an den Kongreß, in welcher er dem Kongreß bereits Indemnität für den Fall erteilt, daß die Gesetzgeber es abermals unterlassen, Schulpflichter im Interesse der Eisenbahnbediensteten zwangsweise einzuführen, wie „Sichtheits-Koppler“ etc. Der Präsident entschuldigt diese Unterlassungsfälle damit, daß alle vorhandenen, beannten Schulpflichter sich nicht als unsehbar erwiesen.

Ja, wenn man auf den unsehbareren Koppler warter will, dann alle, die es müssen nach wie vor jährlich tausende von Bahn-Angestellten ebenfalls umkommen oder zu Krüppeln werden. Das Obenwichtige ist dies: Die Einführung des nicht unsehbareren Kopplers kostet ebenso viel Geld wie später die des unsehbareren; erfolgt bald eine Verbesserung, so wären die Auslagen weggeworfen, denn der neue verbesserte Apparat müßte dann angekauft werden.

Sehen wir uns nun die Zahlen der Verdrätten und Verwundeten an, welche die spärlichen Eisenbahnarbeiter auf dem Gewissen haben, oder haben sollten, wenn sie ein Gewissen hätten!

Die soeben erwähnte Arbeit des B. St. Departements of

Labor „Railroad labor“ berichtet über die Eisenbahn-Unfälle des Jahres 87-88 (30. Juni) wie folgt:

Getödtet 5 282, verletzt 25 888; die 5 282 Getödteten setzen sich wie folgt zusammen: 315 Passagiere, 2070 Angestellte, 2 897 andere Personen (leichtsinneige oder nachlässige Weisheits-Passanten etc.); unter den 25 888 Verletzten befinden sich 2 138 Passagiere, 20 148 Bahn-Bedienstete, 3 602 andere Personen (Passanten).

Da dieser Report nur 92% Prozent des Eisenbahn-Systems umfaßt — 7% Prozent weigerte sich Auskunft zu geben oder besaß keinen diesbezüglichen Aften-Ausschluß, so ist nach dieser Rate die Eisenbahn-Unfallziffer für die genannten Vereinigten Staaten per 87-88 (30. Juni) auf 5 693 Getödtete und 27 898 Verletzte zu erhöhen.

Aus dem Jahresbericht der Bremer-Brüderschaft erhellt, daß sie im Jahre 1888 Sterbegeld für 114 und Unfall-Entschädigung an 53 total dienstunfähig gewordenen, also 167 Mitglieder, ausbezahlt hat, die im Dienste verunglückt sind, während zu gleicher Zeit nur 31 Mitglieder starben und 6 verunglückten, ohne daß Tod oder Unfall einem „Eisenbahn-Accident“ zuzuschreiben war.

Arbeiterwohnungen!

Die „Kölnische Zeitung“, Blatt für verschämte und unverschämte Bourgeois, welches sehr auch „arbeiterfreundlich“ ist — unter der Rubrik „Ausland“ — bringt nach den amtlichen Gebirgungen eine Schilderung der Arbeiterwohnungsverhältnisse in Brüssel. In Köln ist's natürlich besser.

Der Ausschuß hat Thatsachen vorgefunden, welche in einer in vielen Hinsichten für musterhaft geltenden Stadt nicht mehr für möglich gehalten wurden. Nehmen wir aus dem oben veröffentlichten Berichte die Angaben in Bezug auf einen einzigen (den 1.) Polizeibezirk heraus. Von den 3310 Wohnhäusern dieses Bezirks mit 29 886 Einwohnern sind 1102 Häuser (33 Prozent) von 3996 Arbeiterfamilien und 818 alleinstehenden Arbeitern bewohnt. Es giebt im Polizeibezirk 45 meist nicht geheizte Herbergen sowie 562 Schankwirtschaften (1,86 auf 100 Einwohner, 14 auf 100 Arbeiterfamilien). Der durchschnittliche Mietpreis eines Arbeiterzimmers beträgt 12 Franken monatlich, der Tagelohn des Hauswärters ist in 97 Prozent der Fälle die einzige Einnahme der Familie und übersteigt alldam gewöhnlich nicht 3 Franken. Von den 3996 Arbeiterfamilien werden 2409 durch die öffentliche Armenpflege unterstützt. Nur 3 Prozent der Familien, die hier in Betracht kommen, bewohnen ein ganzes Haus, 9 Prozent drei und mehr Zimmer, 43 Prozent ein einziges Zimmer, 10,2 Prozent eine Dachstube und 1,07 (43 Haushaltungen) einen Keller. Auf die 2171 Familien, welche sich mit einem einzigen, jämmerlichen Vorrichtungen der Haushaltung dienenden Zimmer, einem Dachstuhlchen oder einem Keller begnügen müssen, kommen 264, welche aus mehr als 5 Personen bestehen; wie es dabei mit der Sittlichkeit bestellt ist, erläutert der Bericht an der Hand von haarsträubenden Beispielen. Von den 3996 Familien halten merkwürdigerweise (merkwürdigerweise für den Bourgeois, der sich den Sinn für Anstand und Ordnung nur im schwarzen Rock denken kann) noch 3146 ihre Wohnung so reinlich als möglich. Ein Arbeiter bezahlt also für seine kümmerliche Wohnung verhältnismäßig 1½ mal so viel als jemand, der ein ganzes Haus bewohnen kann.

Ein neuer Riesenkrust.

Mit Riesenfortschritten eilen wir der Zeit entgegen, in der die letzten Spuren der Kleinindustrie vom Erdboden zu verschwinden gezwungen werden. Täglich lesen wir von neuen Trusts, durch die die reichsten Firmen verbunden und die kleinen Konkurrenten an die Wand gedrückt werden, so daß alle Vorbedingungen erfüllt sind, die den Lohnarbeiter zwingen werden, die Produktion aus den Händen ihrer jetzigen Ausbeuter in den Gesamtbetrieb zu übertragen. Die Kapitalisten schaffen in dieser Beziehung, wenn auch unabsichtlich, doch besser auf eine Abschaffung des ganzen heutigen Systems hin, als es die Arbeiter selbst thun können.

Aus Amerika kommt wieder die Nachricht von einem Riesenkrust; diesmal sind es die Glasfabrikanten, welche sich vereinigen, um die ganze kleine Konkurrenz tot zu machen und den Weltmarkt in ihre Macht zu bekommen.

Erst waren die Importeure von Europäischem Platten-Glas zusammengetreten und hatten in New-York einen Trust gegründet, der alle Zweiggeschäfte, sowie alle Handelsreisenden in diesem Geschäft abschaffte. Dann bildete sich in Chicago der Trust von Fensterglas-Fabrikanten, der als erstes Lebenszeichen, daß er von sich gab, sofort eine Preiserhöhung in Szene setzte. Die diesmahlige Zusammenkunft der amerikanischen Glasmänner und deren Vertreter bezweckt, obige beiden Trusts zu vereinigen und den reugebildeten Trust bis ersten Januar in Aktion treten zu lassen. Gleichzeitig soll damit eine Preiserhöhung von mindestens 5 pCt. verknüpft werden. Ursprünglich war der Plan, auch die Flachenglas-Industrie mit hineinzuziehen, doch fand man es für ratsamer, vorläufig diese Fabrikation durch einen besonderen Trust zu kontrollieren.

Zwei Professoren über den Achtstundentag.

Prof. v. Bismarck, der neugewählte Rektor der Münchener Universität gab in seiner Antrittsrede, zu welcher eine große Zuhörerschaft, so auch mehrere bayerische Prinzen, Minister, der Münchener Polizeidirektor und Bürgermeister erschienen waren, eine wissenschaftliche Ausführung über die Entwicklung des menschlichen Gehirns und seiner Funktionen und empfahl bei gesteigerter geistiger Thätigkeit Erholung und Sportübungen für die Jugend und ausreichenden Schlaf. Schliesslich erklärte der neue Universitätsrektor, daß vom medizinischen Standpunkt aus die Forderung der Freizeit: 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Erholung, 8 Stunden Schlaf, nur zu billigen sei.

Prof. Lujo Brentano schreibt im „Deutschen Wochenblatt“: „Wie oft tritt nicht Jedem von uns im Gespräche die Forderung entgegen: es wäre ein wahres Unglück, wenn die Arbeiter nur acht Stunden zu arbeiten brauchen, sie würden den Rest der Zeit nur verkaufen. In diesem Stadium der Argumentation ist einst auch England gewesen; der großartige sittliche und geistige Fortschritt, welcher Hand in Hand mit der allmählichen Kürzung des Arbeitstages die auf die Hebung der Arbeiterklasse gerichteten Bemühungen geleitet hat, hat solche Argumente zum Schweigen gebracht. Nicht, als ob die große Mehrzahl der Gebildeten Englands nicht noch heute ein Gegner des geistlichen Achtstundentages wäre! Aber man lese die Verhandlungen der British Association zu Leeds am 5. September d. J. Da war Lister von den Gegnern, vom vornehmsten bis zum geringsten, der nicht die Beschränkung des Arbeitstages auf acht Stunden als an sich äußerst erstrebenswerth hinstellte; man dissentirte nur rüchlichlich der Möglichkeit und der Mittel, die zur Erreichung dieses Zieltes zur Anwendung kommen sollten. Hier nach hat die Diskussion der Frage in England den geistigen Charakter, der ihr in Deutschland anhaftet, verloren. Es handelt sich dort um keine phantastische Forderung, wie wenn der Arbeitstag plötzlich von 12 oder 11 auf 8 Stunden herabgelöst werden sollte, sondern um die praktisch höchst diskutierbare Frage, ob 9 oder 8 Stunden; und indem man darüber einig ist, daß der Achtstundentag etwas sehr Wünschenswerthes sein würde, streitet man lediglich darüber, ob man ihn durch Gesetz zwangsweise einführt oder es den Gewerbetreibenden überlassen soll, ihn nach Möglichkeit durchzusetzen.“

Sogar die Professoren kommen schon dahinter.

Drei Dinge.

Drei Dinge haben hier im Leben Macht:
Der Ruh, die Hoffahrt und die Niedertacht;
Doch wenn sie Dich auch noch so schön bespaßen,
Am Ende wirst Du sie schon niederbuden.

Verloren aber bist Du auf der Welt,
Wenn sich die Dummheit Dir entgegenstellt;
Sie legt Spinoza hinter Obel Pintas
Und hat die Weisheit aller Zeiten intus.

Sie lacht wie ein Stein die in's Gesicht
Und läßt Alles, nur sich selber nicht;
Und nichts bleibt übrig Dir vor diesen Viechen,
Als laßt' Dich in Dich selber zu verfrischen.

Arno Holz.

Iwan.

Von Anton Tschschoff.

Aus dem Russischen.

Iwan Schukoff, ein neunjähriger Knabe, der drei Monate vor Weihnachten zu dem Schuster Meachin in die Lehre gegeben war, hatte sich am Vorabend des Festes nicht schlafen gelegt. Heimlich wartete er ab, bis Meister und Gesellen zum Nachtgottesdienste in die Kirche gegangen waren, nahm dann aus dem Schranke des Erzierens ein Fläschchen mit Tinte, einen Federhalter mit verrosteter Feder und, nachdem er ein zerkrümeltes Stück Papier vor sich hingelegt hatte, fing er an zu schreiben. Bevor er noch den ersten Buchstaben niedergeschrieben hatte, warf er wiederholt scheue Blicke nach allen Richtungen des Zimmers, bald auf Thüre und Fenster, bald schielte er nach dem rauchgeschwärzten Heiligenbilde in der Ecke des Zimmers mit dem brennenden Dellämpchen davor, bald nach den Brettern mit Schusterleisten, die zu beiden Seiten desselben angebracht waren, während von Zeit zu Zeit ein schwerer Seufzer seinem bedrückten Herzen Luft machte. Das Papier hatte er auf eine Bank gelegt und er selbst kauerte auf den Knien davor.

„Geliebtes Großväterchen, Konstantin Mafaritsch!“ schrieb er, „heute schreibe ich Dir einen Brief. Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen zum Weihnachtsfeste und bete zu Gott um Glück und Segen für Dich. Ich habe weder Vater noch Mutter, nur Du allein bist mir geblieben.“ Hier hielt Wanka inne und ließ die Blicke nach dem düstern Fenster schweifen, in dem sich der Schein seines Lichtes widerspiegelte, und vor seinem geistigen Auge stand lebhaft das Bild seines Großvaters Konstantin Mafaritsch, der als Nachtwächter bei der Herrschaft Schiwareff diente. Derselbe war ein kleines hageres Männchen, ungewöhnlich behende und beweglich für sein vorgedrehtes Alter von 65 Jahren, mit stets lächelnder Miene und vom Trunke gerötheten Augen. Bei Tage schlief er im Gesindezimmer oder kost und scherzte mit den Diensthöfen. Bei Nacht hüllte er sich in einen bequemen Schafspelz und macht die Runde um das Gehöft, wobei er mit einem Holzinstrument, seinem Nachtwächterattribut, ein klapperndes Geräusch verursachte. Zwei Hunde, der alte Kaschan und der lange Zigeuner, der seinen Namen seiner Hautfarbe zu verdanken hat, folgen geizig seinen Spuren. Dieser Zigeuner ist ungewöhnlich höflich und zärtlich veranlagt; er verfolgt Bekannte wie Fremde mit gleichmäßig freundlich einschmeichelnden Blicken, versteht aber dennoch nicht sich beliebt zu machen, weil seine Lebenswürdigkeit und Zutraulichkeit nur die Maske jesuitischer Falschheit ist. Niemand versteht es besser, Vorübergehende verstoßen von allen Seiten zu zwicken und zu zerrn, sich in den Fäusteln zu den Vorräthen zu schleichen, oder einem Bauern ein Huhn zu stehlen. Man hatte ihn wiederholt geächtigt, zwei bis drei Mal sogar gehängt und fast jede Woche einmal halb zu Tode geprügelt, aber dennoch war er bisher stets mit dem Leben davongekommen. Augenblicklich steht der Großvater gewiß vor dem Thore, blinzelt nach den hellbeleuchteten Fenstern der Dorfstirne herüber und stampft zum Schutze gegen die Kälte mit seinen in großen Filzstiefeln steckenden Füßen, während er mit dem Gesinde schwätzt. An seinem Gürtel ist die Holzklapper festgebunden. Er schlägt vor Frost mit den Armen, schaudert in sich zusammen, kneift aber dabei mit grinsendem Lachen bald ein Stubenmädchen und bald eine Köchin.

„Wie wär's mit einer Prise Tabak, eh?“ — fragt er, indem er den Frauen seine Dose hinhält. Diese schnupfen und niesen, was den Großvater in eine so unbeschreibliche Heiterkeit versetzt, daß er in ein endloses Gelächter ausbricht und ihnen zuruft: „Schnell, schnell, reiß ab, sonst friert der Tabak noch fest.“ Auch den Hund gibt er Tabak zu riechen. Kaschan niest, verzieht die Schnauze und geht beleidigt zur Seite. Zigeuner ist zu wohlgezogen dazu, um sein Unbehagen auf diese Weise zu zeigen. Er niest nicht und wedelt nur ein wenig mit dem Schwänze.

Draußen regt sich kein Lüftchen, das Wetter ist herrlich, die Luft durchsichtig klar und frisch. Die Nacht ist dunkel, aber trotzdem sieht man das ganze Dorf vor

sich liegen; hier dickbeschnittene weiße Dächer und die aus den Schornsteinen emporsteigenden Rauchwolken, dort silberweiß bereifte Bäume und zerstreut liegende Schneehäuser. Der ganze Himmel ist mit flimmernden Sternen besät und die Milchstraße zeichnet sich so hellglänzend ab, als hätte man sie dem bevorstehenden Feiertage zu Ehren gewaschen und mit Schnee gerieben.

Wanka athmete tief auf, tauchte die Feder von Neuem ein und fuhr fort zu schreiben: „Gestern bin ich vom Meister durchgeprügelt worden. Ich sollte sein Kind in der Wiege schaukeln und als ich unversehens darüber einschliefe, zerrte er mich zur Strafe an den Haaren auf den Hof und schlug mich mit dem Spannriemen. — Ein andermal im Laufe der Woche gab mir die Frau Meisterin einen Hering zu reinigen, und als ich vom Schwanzende anstatt vom Kopf anfang, gerieth sie so in Wuth, daß sie mir den Hering an den Kopf warf. — Die Gesellen hier lachen mich immer aus und oft schicken sie mich nach Schnaps und befehlen mir vom Meister Gurken dazu zu stehlen, wofür der mich dann mit dem ersten besten, was ihm gerade unter die Hände kommt, durchhaut. Gefüttert wird man auch ganz schlecht; des Morgens Brot, zu Mittag Grütze und des Abends wieder Brot, während sie den eigenen Magen mit Thee und Kohl stopfen. Schlafen läßt man mich im kalten Flur und wenn gar die Kinder schreien, so schlafe ich überhaupt nicht, sondern muß die Wiege schaukeln. Bester Herzensgroßvater, um Gottes Willen nimm mich fort von hier nach Hause aufs Dorf, ich kann es ja nicht länger so aushalten. Ich werfe mich Dir zu Füßen und werde nie aufhören, Dir dankbar zu sein und für Dich zu beten, wenn Du nur meine Bitte erfüllst und mich nicht hier sterben läßt.“

Wanka verzog den Mund zum Weinen, fuhr mit seiner unfauberen Faust über den Mund und schluchzte bitterlich. „Ich werde für Dich Tabak reiben“, schrieb er weiter, „tagtäglich zu Gott beten, und wenn Du Grund hast, mir böse zu sein, so magst Du mich strafen wie einen eigensinnigen Ziegenbock. Wenn Du glaubst keine Beschäftigung für mich zu haben, so werde ich die Verwalter und Gutsleute um Gottes Willen bitten, mich wenigstens ihre Schuhe putzen zu lassen, oder an Feodor's Stelle Hirtenjunge werden. Geliebter Großvater, das Leben hier ist gar zu traurig, es wird noch mein Tod sein. Ich wollte schon ausreißen und zu Fuß ins Dorf laufen, aber ich habe keine Schuhe und fürchte mich vor der Kälte. Wenn ich heranwache, so werde ich auch aus Dankbarkeit für Dich sorgen, niemandem erlauben Dich zu beleidigen und nach Deinem Tode werde ich für die Ruhe Deiner Seele beten, wie ich für meine Mutter Polageja gebetet habe.“

Moskau ist eine große Stadt, die Häuser sind alle herrschaftlich und Pferde giebt es eine Menge, nur Schafe sind nicht da, und die Hunde sind garnicht böse wie bei uns. Zu Weihnachten und Ostern gehen die Kinder nicht mit dem Stern in den Häusern umher und zum Kirchengefang läßt man sie auch nicht. Einmal sah ich in einem Laden am Schaufenster Angelhaken zum Verkauf, die so gemacht sind, daß jeder Fisch daran hängen bleiben muß, sogar ein Lachs, der ein ganzes Pud schwer ist. Dann sah ich Läden, in denen es gerade solche Flinten giebt, wie die unseres Gutsheeren; gewiß kosten sie ihre hundert Rubel. . . . Und in den Fleischerläden giebt es Birkhühner, Rebhühner und Hasen, aber wo man sie schießt, davon wissen die Verkäufer selbst nichts. Geliebter Großvater, wenn die Herrschaft wieder einen Weihnachtsbaum mit Raschweil haben wird, so nimm eine vergoldete Nuß für mich ab und verwahre sie in Deinem grünen Kasten. Bitte nur das Fräulein Ignatjewna darum und sage ihr, daß es für Wanka sein soll.

Abermals holte Wanka tief Atem und stierte auf das Fenster. Seine Gedanken schweiften weit weit zurück zu jener schönen Zeit, wo noch der Großvater seinen Enkel mitzunehmen pflegte, um für die Herrschaft einen Weihnachtsbaum aus dem Walde zu holen. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen; der Alte leuchtete und Wanka half ihm dabei nach besten Kräften. Nicht selten geschah es, daß der Großvater, ehe er einen der Bäume fällte, gemächlich ein Pfeifchen ausrauchte, mehrmals Tabak schnupfte, während er den daneben stehenden kleinen Wanka, der inzwischen vor Kälte klapperte, gehörig auslachte. Unbeweglich stiegen die jungen mit Reiß bedeckten Tannenbäume da, gleichsam als erwarteten sie gespannt, welcher von ihnen diesmal dem Heulerbeil verfallen würde. . . . Plötzlich belebt sich die Landschaft. Woher nur kam der Hase, der dort wie ein Pfeil über die Schneehäuser hin an ihnen vorüber häuft? — Der Großvater kann sich's nicht versagen, eifrig hinter ihm dreinzurufen: „Halt, halt! sieh' still, Du kurzschwänziger kleiner Teufel Du!“

War der Baum gefällt, so trug ihn der Großvater in das Haus der Herrschaft und dort begann man eifrig damit, ihn auszuputzen. Mehr als alle anderen bemühte sich dabei das Fräulein Olga Ignatjewna. Wanka's besonderer Liebling. So lange noch Wanka's Mutter Polageja lebte und bei der Herrschaft als Stubenmädchen diente, schenkte Olga Ignatjewna ihm oft Lederzucker

und lehrte ihn, da sie nichts Besseres zu thun hatte, lesen, schreiben, bis 100 zählen und sogar Quadrille tanzen. Als Polageja starb, steckte man den armen verwaisten Wanka in die Küche und von dort kam er zu dem Schuhmacher Meachin in die Lehre.

„Komm her zu mir, bester Großvater,“ schrieb Wanka weiter, „im Namen Gottes stehe ich Dich an, nimm mich fort von hier. Habe Mitleid mit mir unglücklichem Waisenkinde, alle übrigen schlagen mich ja nur und hungern muß ich auch ganz furchtbar. Ich bange mich so nach Dir, daß ich es garnicht sagen kann, immerfort weine ich. Neulich hat mich der Meister mit dem Leisten auf den Kopf geschlagen, so daß ich besinnungslos hinfiel und erst ganz allmählich wieder zu mir kam. Mein Leben hier ist unnütz und dabei schlimmer als das eines Hundes. — Ich grüße Helene, den schiefen Segor und den Kutscher; meine Harmonika giebt bitte keinem ab. Ich bleibe Dein Enkel Iwan Schukoff. Geliebter Großvater komm!“

Wanka legte die vier vollgeschriebenen Blätter zusammen und in ein Kouvert, das er am Abend vorher für einen Kopelen gekauft hatte. Er dachte ein wenig nach, tauchte abermals die Feder ein und schrieb die Adresse: „Auf's Dorf, an meinen Großvater.“ Nachdenklich kratzte er den Kopf und fügte noch hinzu: „Konstantin Mafaritsch“. Zufrieden damit, daß niemand ihn beim Schreiben gestört hatte, stülpte er eine Mütze auf den Kopf, und ohne sich Zeit zu lassen einen warmen Mantel umzuwerfen, lief er in seinem dünnen Anzug, der aus einem russischen Hemde bestand, auf die Straße. Die Verkäufer in den Fleischerläden hatten ihm am Tage vorher auf sein Befragen gesagt, daß Briefe in den Briefkästen geworfen werden und daß man sie von dort vermittels dreispänniger Postkutschen mit Gloden durch betraufene Kutscher nach allen Himmelsgegenden weiterbefördert. Wanka lief bis zum ersten Postkasten und warf den werthvollen Brief in die Kiste.

Bereits nach einer Stunde schlummerte er fest, eingeschlafert durch die süße, neue Hoffnung. . . .

In seinen Traumphantasien erscheint ihm eine Dfenbank, auf der sein Großvater mit herabhängenden bloßen Beinen sitzt. Vor ihm liegt der Brief, den er den Beuten verliert. Neben dem Ofen läuft Zigeuner auf und ab und wedelt mit dem Schwänze.

Arbeiter und Ausbeuter an den Eisenbahnen in den „Verinigten Staaten“.

Wir entnehmen der „New-Yorker Volkszeitung“ folgende Ausführungen über die Zustände im Eisenbahnen Nordamerikas:

Dem unter Leitung des Herrn Carroll D. Wright stehenden Arbeits-Departement der Ver. Staaten gebührt Anerkennung insbesondere dafür, daß es sich in der Untersuchung, betreffend die Lage der Arbeiter an Eisenbahnen nicht etwa auf Feststellung der Zeit- und „Stücklohn“, resp. Zugweilen-Raten, beschränkt, sondern durch eine sehr eingehende Verarbeitung der Auszahlungslisten von 60 großen Bahnlinien und Systemen auch für folgende Fragen die Verantwortung zu ermöglichen suchte, nämlich:

Was war im Betriebsjahre (1888 bis 1889) der Betrag des wirklich erlangten Lohneinkommens der Angestellten in einzelnen Branchen, im Jahresdurchschnitt genommen?

Wie viele Tage im Jahre, durchschnittlich, haben die Angestellten der betreffenden Branchen zur Erwerbung dieses Einkommens wirklich gearbeitet?

Wie verhält sich die Zahl der wirklich angestellten Personen in der Arbeiterforce der einzelnen Branchen zu jener Zahl von Angestellten, welche bei voller Beschäftigung während des Jahres — dieses zu 313 Arbeitstagen gerechnet — hinreichend war, um alle jene Arbeitsleistungen zu verrichten, die im Berichtsjahre verrichtet worden sind?

Letztere Frage, wie man sieht, zielt gerade darauf ab, den wichtigen Unterschied hervorzuheben, der zwischen dem wirklichen, jahresdurchschnittlichen Lohneinkommen und jenem bloß scheinbaren Jahresverdienst besteht, welcher letzterer sich ergibt, wenn man „einfach“ nach Lohnraten rechnet, ohne die Größe der erwerbslosen Arbeitszeit zu berücksichtigen, wie das die beliebte Manier der bürgerlichen Prediger gegen die „Vegehrlichkeit“ der Arbeiter ist.

Das Departement hat sich auch die Mühe nicht verdrießen lassen, zu berechnen, wie hoch das Lohneinkommen in den einzelnen Branchen sich beziffert hätte, wenn die betreffenden Angestellten alle während des Jahres voll, d. h. an allen Tagen, mit Ausnahme der Sonntage, beschäftigt wären. Wir beschränken uns in der unten folgenden Auszugstabelle auf Darstellung des Verhältnisses zwischen der Zahl der bei voller Beschäftigung notwendigen. Man findet hier (siehe letzte Spalte der nachstehenden Tabelle), daß die Bahn-Kompagnie auf je 100 zur Leistung des von ihnen erlangten Arbeitsquantums verwendeten Arbeitern deren 187 in ihren Diensten halten, wobei also durchschnittlich 87 auf je 100 ohne

Bergütung in Reserve benutzt werden. Zur Ergänzung unseres Auszugs wollen wir nicht unterlassen, diese überaus interessante Thatsache zu konstatiren:

Nach Berechnung des Departements war die Zahl von 105 807 Angestellten genügend, um jene Leistungen bei voller Beschäftigung in 313 Arbeitstagen des Berichtsjahres zu verrichten, für welche die in den Untersuchungskreis gezogenen 60 Kompagnien nicht weniger als 224 570 Personen in ihren Listen führen. Also eine spezielle „Reservearmee“ von 118 763 Mann für die Ausbeuter des Eisenbahnwesens! — Allerdings ist das nicht eine Reservearmee von „Arbeitslosen“.

Aber, es liegt auf der Hand, daß nicht bloß dieser rechnerisch überschüssige Theil, sondern in Wahrheit die Gesamtmasse jener 224 570 Reit- oder Stücklohn-Angestellten aller Bahnen — nur ein paar Prozent von „Bevorzugten“ abgerechnet — in jedem einzelnen Momente sich selbst gegenüber die Rolle einer besonderen Reservearmee von Unbeschäftigten zu spielen hatte, indem durch dieses System des Bereithaltens einer durchschnittlich nahezu doppelt so großen Zahl von Arbeitern, als nöthig, offenbar der Wettbewerb zwischen den Arbeitern in eminentem Maße forciert, also die gegenseitige Unterbietung in Hinsicht auf Bedingungen und Ueberbietung in Liebedienerei und dergleichen förmlich organisiert sind. Unsere Tabelle zeigt, um wie viel schlimmer, im Vergleich zum Total-Durchschnitt, der Zustand in Bezug auf das Verhältnis der Zahl der wirklich angestellten zu den notwendigen Arbeitern in verschiedenen einzelnen Branchen sich erweist. Da finden wir bei den Heizern 202, bei den Bremsern 276, bei den Handlangern (Wagenschiebern u. dgl.) gar 320 auf je 100 notwendige, durchschnittlich beschäftigte und verdienende „Hände“.

Von kapitalistischer Seite ist hier dieser Einwand zu erwarten:

„Die Eisenbahn-Kompagnien müssen doch, um den täglich schwankenden Anforderungen der Transportnachfrage gerecht werden zu können, eine mehr oder minder große Reservemannschaft von den verschiedenen Branchen des Betriebes in Bereitschaft halten!“

„Zugegeben! — Ohne Zweifel, unter den heutigen planlosen Produktions- und Distributions-Einrichtungen, erheischt der Betrieb des Transportwesens diesen permanenten Unfug des müßigen Bereitschaftstehens einer enormen Masse von Arbeitern. Aber, wenn dies so ist, dann ist es Sache des Volkes, die Eisenbahn-Korporationen anzuhalten, daß sie die zum Zwecke ihrer Profitmacherei in Reserve gehaltene ganz ebenso wie die aktuell verwendete Arbeitskraft — bezahlen. Wie wir im weiteren Verfolge dieser Betrachtung sehen werden, können die Ausbeuter der Eisenbahnen, anbetrachts ihres durchschnittlichen Einkommens an absolut arbeitslosem Erwerb, dieser jedenfalls entschieden „geschäftsmäßigen“ Anforderung genügen; wenn aber und insoweit die Korporationen glauben, daß sie nicht auch die zur Disposition gestellte wie die beschäftigte Arbeitskraft zu zahlen im Stande sind, dann mögen sie ja doch nicht länger „zum Wohle des Volkes“ sich opfern, sondern um so eher ein Geschäft aufgeben, welches dann sofort, ohne sie, viel rationeller und besser auf Grund des sozialistisch-nationalisirten Betriebs besorgt werden kann.“

Wie in Folge des aparten Reserve-Arbeits-Systems die Zahl der beschäftigten Arbeitstage im Jahre, sowie der Betrag des Jahreseinkommens der Arbeiter in den betreffenden Branchen herabgedrückt wird, das ist, neben der soeben erläuterten Thatsache, aus der nun folgenden Zusammenstellung zu ersehen, die unsererseits aus dem einschlägigen Tabellenmaterial kombiniert worden ist.

Lohneinkommen von Arbeitern an Eisenbahnen:

	Durchschnittlich beschäftigt per Jahr	Durchschnittliches Lohneinkommen per Jahr	Zahl der wirklich angestellten Arbeiter im Verhältnis zur Zahl der bei voller Beschäftigung notwendigen
	Tage:	Dollars:	Stückliche Angestellte (auf je 100 notwendige)
Handlanger	98	123	320
Bremser	153	202	276
Flaggenschwinger	206	233	152
Telegraphisten	164	235	191
Weichensteller	176	264	178
Heizer	155	279	202
Gepäckbedienstete	201	302	156
Maschinisten	193	421	162
Konduktoren	207	545	152
Locomotivführer	237	765	132
Total Durchschnitt aller Angestellten	147	243	187

Minimum des Lohneinkommens: Handlanger, „Laborers“, Wagenschieber: 123 Doll. per Jahr — Neun- unddreißig Cents, auf 313 Arbeitstage vertheilt.

Maximum: Die Locomotivführer, die Musterknaben des Eisenbahnkapitals, Doll. 765 — Doll. 2,44 per Arbeitstag. Wie mager, wie jammervoll mager für Würdige gern-Arbitokraten unter den organisirten Arbeitern!

Jene Schlechtestgestellten nur 98, aber auch nicht mehr als 237 Arbeitstage! Erstere mit einer Reserve gleich 320 zu 100, letztere immerhin mit einer solchen

von 132 zu 100! — Sklaven des Kapitals im Eisenbahnbetrieb Alle, bewußt oder unbewußt! Das wäre soweit, nach offiziell-statistischer Quelle, die eine Seite der Medaille.

Und nun die andere Seite, das Einkommen der Eisenbahnausbeuter!

Könnten wir die in Betreff der Lohnverhältnisse von Eisenbahnarbeitern nöthigen tatsächlichen Anhaltspunkte dem „Fünften Jahresbericht des Ver. Staaten Arbeits-Departements“ entnehmen, so müssen wir die erforderliche Unterlage zu einer auch nur annähernden Schätzung des Ausbeutungsertrags, der den Aktionären und Obligationären der Eisenbahn-Korporationen zufließt, aus diesbezüglichen Angaben kommerzieller Fachblätter zu gewinnen suchen.

Da finden wir in „Bradstreet's“ und „Commercial & Financial Chronicle“ zunächst verschiedene Angaben über die Rentabilität sowohl einer größeren Anzahl von Bahnen in Totalsummen, wie auch der einzelnen dieser Bahnen, und zwar überall den betreffenden Monat des gegenwärtigen Jahres mit dem korrespondierenden des Vorjahres verglichen. Indem wir nun die einschlägigen Berichte der Monate Oktober und September, wie auch der letzten 9 Monate, endend mit Oktober, in Betracht ziehen, gelangen wir zu folgenden Resultaten:

Für den Monat September l. J. ergibt sich aus den offiziellen Finanzausweisen von von 113 Kompagnien eine Zunahme der Brutto-Einnahmen von 51 128 895 Dollars auf 52 158 262 Doll., gleich 1 029 367 Doll., also um 2,01 Prozent.

Während aber die Brutto-Einnahmen jenes Monats die des gleichen Monats im Vorjahre, um nur wenig mehr als 2 Prozent überstiegen, zeigt sich ein Zuwachs der Netto-Einnahmen, d. h. der nach Abzug der Betriebsausgaben verbleibenden Einnahmen, in der Höhe von mehr als 4 Prozent. Dieser Einnahmen-Uberschuß, welcher in genanntem Monat zur Vertheilung an Aktien- und Obligationenbesitzer verfügbar wurde, betrug die Summe von 864,698 Doll.

Und jetzt die 9 Monate, welche mit September l. J. zu Ende gingen, d. i. Januar bis einschließlich September 1890: Hier erweist sich ein Uberschuß der Brutto-Einnahmen im Betrage von 40 281 583 Doll., gleich 8,9 Proz., während die Netto-Einnahmen um 10 804 215 Doll. gleich 7,1 Proz. höher sind als in den gleichen 9 Monaten des Vorjahres. Diese Angaben beziehen sich auf die Berichte von 122 Kompagnien.

Vom Monat Oktober l. J. ist bis jetzt in Bezug auf Brutto-Einnahmen ein summarisches „Statement“ fund geworden. Aus demselben ersehen wir, daß die Summe dieser Einnahmen in besagtem Monat bei 156 Bahnen um 1 912 203 Doll. größer war, als im korrespondierenden Monat des Jahres 1889. Das Wachstum der Einnahmen, insoweit, ist gleich 4 Prozent, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnlinien nur um 2 $\frac{1}{10}$ Prozent zugenommen hat. Die Steigerung der Netto-Einnahmen für den Monat Oktober 1890 im Vergleich zu Oktober 1889 dürfte ziemlich gering sein. Deshalb nämlich, weil in dem bezeichneten Zeitraum das Verhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen des Betriebs durch einen außergewöhnlich heftigen Katen-Krieg zwischen den westlichen, südwestlichen und Pacific-Bahnen ungünstig beeinflusst werden mochte. Wahrscheinlich ist übrigens, daß schon damals vor 6—8 Wochen, eben durch die mit den Wirren dieses forcierten Konkurrenzkampfes verbundene Beunruhigung der Börseleute von Seite Jay Gould's & Co. jenes Sinken der Aktienkurse bis zum gewissen Grade verbreitet wurde, welches dann beim Eintreffen der Nachrichten von der Zahlungsunfähigkeit der Londoner Firma Baring Brothers die Panik von Mitte dieses Monats im Gefolge hatte und den bekannten Machern der großen Eisenbahn-Konsolidation ihre denkwürdige Aufwärts-Manipulation bedeutend erleichtern mußte, von welcher wir bereits in der vorletzten Nummer berichtet haben.

Uebrigens, während eine Verminderung der Netto-Einnahmen allerdings dazu beitragen mag, daß die Kurse von Eisenbahn-Aktien sich abwärts bewegen, ist ohne Weiteres selbstverständlich, daß ein Rückschlag nicht statthaft ist. Hier ein paar Beispiele davon, wie das reale Eisenbahngeschäft sich in blühendem Zustande befinden kann, während das Spekulationsgeschäft an der Börse Krach auf Krach Verderben proklamirt:

Zu denjenigen Eisenbahnaktien, die unter der Depression der letzten Woche am meisten an Kurswerth eingebüßt haben, gehören in erster Linie folgende: 1. Atchinson, Topela & Santa Fé, 2. Northern Pacific und 3. Denver & Rio Grande. Wohlhan, das Atchinson-System hatte im Monat Oktober eine Vermehrung auch der Netto-Einnahmen im Betrage von 375 000 Doll. im Vergleich zum gleichen Monat des Vorjahres, zu verzeichnen; bei der „Northern Pacific“ das „Mehr“ im nämlichen Sinne 309 2,2 Doll., und bei der Denver & Rio Grande Eisenbahn immerhin noch 67 700 Doll.

Trotzdem sahen wir, wie unter der Einwirkung des Massenangebots zur Liquidation Mitte dieses Monats die Kurse für Aktien der erstgenannten Bahn auf 35 $\frac{1}{2}$ sanken, nachdem sie sich während 15 Jahren auf einer durchschnittlichen Höhe von 158 $\frac{3}{4}$ behauptet hatten; Aktien der zweitgenannten Bahn fielen gleichzeitig von 103 $\frac{1}{2}$ auf 19 und jene der zuletztgenannten von 115 auf 17 $\frac{1}{2}$. Abgesehen davon, daß auch die Kurse schon seit mehreren Tagen wieder zu steigen begonnen haben, deuten alle

Anzeichen im Geschäftsleben des Landes darauf hin, daß die Netto-Einnahmen der sämtlichen Bahnen für die letzten drei Monate des laufenden Jahres sich im Ganzen denen der ersten neun Monate völlig gleichstellen werden.

Warum sollen wir nun also nicht die Größe der bisherigen Netto-Einnahmen als die Basis zur Schätzung des Einkommens der Ausbeuter des Eisenbahnwesens benutzen?

Die Dividendenquoten können aus zwei Gründen für diese Untersuchung nicht maßgebend sein: nämlich erstens, weil dieselben in Folge der bekannten Verwässerungspraxis auch für bloß nominelles, nicht wirklich eingezahltes Kapital zuerkannt werden, und zweitens deshalb, weil auch die an Obligationenbesitzer bezahlten Zinsen als in die Kategorie des Ausbeuter-Einkommens fallend zu betrachten sind.

Die Netto-Einnahmen der Bahnen also repräsentiren die hier gesuchte Größe: direktes Ausbeuter-Einkommen, theils in der Form von Aktien-Dividenden, theils in der von Obligationen-Zins, neben eventuellem indirekten, sofern ein Theil der Netto-Einnahmen einem Reservefonds zugewiesen wird.

Nun, für die neun Monate Januar bis einschließlich September kommenden Jahres beziffert sich die Netto-Einnahme von 113 Bahnen auf nahezu 161 Millionen Dollars. Diese Bahnen mögen etwa die Hälfte des gesammten Eisenbahngeschäfts im Lande kontrolliren; vielleicht etwas mehr als die Hälfte. Zum allermindesten wie die Summe der Netto-Einnahmen aller Bahnen für die ersten neun Monate auf 240 Millionen Dollars zu veranschlagen sein. Somit gelangen wir zu dem Resultate:

Wenn dieses Jahr zu Ende ist, dann wird dasselbe den Ausbeutern des Eisenbahnwesens, gering gerechnet, die Riesensumme von 320 Millionen Dollars in den Schooß geworfen haben!

Unter wie viele, oder wie wenige Personen sich dieses Ergebnis vertheilt, das kann nicht festgestellt werden, und schließlich ist dies auch für das ausgebeutete Arbeits-volk ganz gleichgültig. Man weiß jedenfalls so viel, daß im gegenwärtigen Moment nur ein paar Eisenbahn-Magnaten den Löwenanteil der Beute in ihren Händen halten, während unter diesen wieder das Viertelbuzend: Gould — Rockefeller — Huntington, neben den Vanderbilt's über die ausschlaggebenden Antheile disponiren.

320 Millionen Dollars in einem einzigen Jahre! — Das Durchschnitts-Lohneinkommen der Arbeiter an den Eisenbahnen betrug 243 Dollars per Jahr.

Der arbeitslose, der absolut arbeitslose Erwerb verschlingt somit den Durchschnittslohn von nicht weniger als 1,317,000 Arbeitern!

Wie lange — wie lange noch?! —

Ausnahmegeheuliche Reminiscenzen.

H. M. „Ja, ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht“, so hat nicht nur der biedere alte Bürgermeister von Saardam gedacht, sondern nach ihm noch manches perückenbekränzte, hohe und höchste, ja allerhöchste Haupt. Selbst heute ist die Nachkommenschaft des Bürgermeisters noch nicht ausgestorben und wenn sie auch keine Perücke mehr trägt, so hat sich der Dünkel und der bornirte Hochmuth doch in seiner ganzen Kraft erhalten. Deshalb hat es auch diese durchsichtige Sippe nicht für nöthig gehalten, noch etwas zu lernen. Während der beschränkte Unterthanenverstand im Laufe des letzten Jahrhunderts aus der Geschichte so Manches profitirt hat, vermochte diese große Lehrmeisterin nicht, sich den Spröhlingsen des Saardamer Bürgermeisters, die mittlerweile Minister, Reichskanzler, Monarchen u. geworden waren, verständlich zu machen. Erzählte sie ihnen von dem Segen der Freiheitsrechte und der Verderblichkeit der Vergewaltigung der freien Meinung, so bezifferten sie diese Lehren nicht. Was? die Geschichte wollte ihnen in's Handwerk pfeifen? Hinaus mit ihr! Dafür holten sie sich einen anderen Lehrmeister, der die Sache besser wußte und natürlich Herr Heinrich Treitschke hieß; und der verkündete 1878, als man wieder ein Ausnahme-gesetz brauchte, um die Gedankenfreiheit damit todt zu schlagen: „Wir wissen sehr wohl daß in dem politischen „Katechismus des Durchschnittsliberalen (?) mit Lapidar-schrift zu lesen steht: alle Ausnahme-gesetze sind nutzlos, wie die Geschichte Frankreichs beweist. Doch wir sind „legerisch genug den Ziesinn dieser Geschichtsphilosophie „zu bezweifeln!“

Bravo, so war's recht, dieser Mann muß preußischer Hoffistoriograph werden, der wird schon das dumme Weib Geschichte zum Tempel hinauszagen. Und so geschah es. Zwölf Jahre lang priesen die Geschichtspfeiffen die Weisheit desjenigen, der das Ausnahme-gesetz gemacht. Plötzlich aber verstummte ihr Gesang und kürzlich las man an derselben Stelle, an welcher Herr von Treitschke seine neue Weisheit verzapft hatte — in den Preussischen Jahrbüchern nämlich — eine vernichtende Beurtheilung des Ausnahme-gesetzes! Bismark gestürzt, Treitschke sterblich blamirt — so rächte sich die vertriebene Geschichtswahrheit.

Im Jahre 1820 ermordete in Paris der närrische Sattlergeselle Louvel den Herzog von Berry. „Da glaubte man“, sagt ein französischer Geschichtsschreiber, „die schlimmsten Tage von 1815 — den „weißen Schreden“ — wieder erleben zu sehen. Tausend Hehrufe erhoben sich gegen die Opposition, welche doch ganz unschuldig war, und aus dem Schmerz des Königs preßte

man eine Reihe von Ausnahmegeetzen heraus. Schon am Tage nach der Unthat erschien der Minister in den Kammern mit den Entwürfen von drei Ausnahmegeetzen in der Hand. Die Pressefreiheit, die individuelle Freiheit und das Wahlrecht sollten beschränkt werden. Zuerst ging es an die Presse. Die Pairskammer wählte eine Kommission, und der Berichterstatter empfahl Zusätze zum Pressegesetz, schlug allerlei Hilfsmittelchen vor, gab aber die Wiedereinführung der Zensur nicht zu, weil dadurch die „konstitutionellen Bahnen“ verlassen würden. Ein zweites Mal genehmigte die Pairskammer das Gesetz, jedoch nur mit zwei Stimmen Mehrheit. Nun hatte die Deputiertenkammer zu entscheiden. Neun Tage lang wogten stürmische Debatten. Die ehrlichsten Anhänger der Monarchie wehrten sich mit aller Kraft gegen das Projekt. „Nicht will es bedanken“, sagte Camille Jourdan, „daß es gerade uns, den alten Parteigängern des Königthums, den früheren Opfern der revolutionären Verfolgungen zukommt, die Stimme zu erheben und der Opposition ihren wahren Charakter zu geben, den einer Opposition ohne jedes Gefühl der Bitterkeit, einer Opposition, die einzig auf Prinzipien gegründet ist und die noch weniger um die Freiheit, als um den Thron selbst, den wir am meisten bedroht sehen, besorgt ist.“

Benjamin Constant rief aus: „Dies ist die Lage: Wenn uns die individuelle Freiheit, die Pressefreiheit und die Freiheit der Wahl genommen sind, dann haben wir auch keine Charte mehr, ja nicht einmal die konstitutionelle Monarchie mehr. Wir haben dann weder Monarchie, noch Despotismus, sondern Revolution, Anarchie. Wer möchte nicht schaudern, wenn die Nation solchen Gefahren ausgesetzt wird?“

Und der gelehrte, königtreue Royer Collard sagte: „Die Ausnahmegeetze sind Wucheranleihen, welche die Regierung ruinieren, während sie sich zu bereichern glaubt. Je furchtbarer und drohender die Parteien sind, desto größer die Unklugheit ihnen die Vertheidigung der Verfassung und den Schutz der öffentlichen Freiheiten in die Hand zu drücken.“

Dennoch siegte die Regierung. Bald darauf kam der Entwurf gegen die individuelle Freiheit zur Debatte und ging ebenfalls durch. Es bildete sich ein großes Komitee, darin Lafayette und Casimir Périer waren, um die Verfolgten zu unterstützen. Die Regierung verbot die Zusammenkünfte und bestrafte die Blätter wegen der Inzerte. Dann mußte das Wahlgesetz Spielruthen laufen. Tendenzprozeß folgte auf Tendenzprozeß, Ausnahmemaßregel auf Ausnahmemaßregel. Jahre lang dauerte die Verfolgung und der Kampf.

Zuletzt erließ der König im Jahre 1830 die Presseordnungen, die alles Frühere überboten. Da setzten die liberalen Deputierten einen stammenden Protest auf und ein Thiers (!) schrieb in demselben das, im Munde eines solchen Mannes furchtbare Wort: „Der Gehorsam hat aufgehört eine Pflicht zu sein!“

Das war am 26. Juli — am 29. Juli befand sich der König Karl X. auf der Flucht!

Nach dem Attentat Fieschi's erließ Ludwig Philipp Ausnahmegeetze und endete lächerlich; nach dem Attentat Orsini's erließ Napoleon III. Ausnahmegeetze, er endete jämmerlich; nach dem Attentat Hübels und Robilings erließ Bismarck Ausnahmegeetze und endete lächerlich und jämmerlich! Wer ihn übertrumpfen will, der erlasse nochmals ein Ausnahmegesetz!

Zur Antwort auf die Artikel: Die Sozialdemokratie und die „Gebildeten unserer Tage“

in Nr. 50 und 51 der „Berliner Volkstribüne“.

Die „Volkstribüne“ hat die Flugblätter: „Sind wir Sozialdemokraten?“ in den letzten Nummern in ausführlicher und dankenswerther Weise besprochen. Ich glaube aber Grund zu haben, einige Ausführungen des Herrn Referenten zu berichtigten und zu ergänzen, und ich habe deshalb die Redaktion gebeten, die nachfolgenden Bemerkungen anzunehmen zu wollen.

Zunächst bezweifelt die Kritik, daß die Gebildeten von heute sich mit dem Proletariat solidarisch fühlen könnten. Es würden immer nur seltene Ueberräuser aus dem Lager der Gebildeten sein können, die zum Proletariat kommen. Im Allgemeinen werde das Proletariat auch fernherhin auf sich allein gestellt sein. Nun, ich erwidere darauf, daß sich ja über die Verbreitung der sozialdemokratischen Gedanken in den Kreisen der Gebildeten streiten läßt. Ich hatte auch nur von dem kleineren Theil der Jüngeren gesprochen, der sich rückhaltlos dazu bekennet. Und da weiß ich vielleicht besser Bescheid als der Herr Referent. Ich will übrigens zur Berichtigung meiner Auffassung eine Stelle aus einer Kritik anführen, die die Radeburger „Volkstribüne“ gebracht hat, also doch auch ein sozialdemokratisches Blatt. Es heißt da (Nr. 101 vom 25. Oktober 1890):

„An allen Universitäten — und wer wie der Schreiber dieses selbst als Student mitten in der sozialdemokratischen Bewegung gestanden hat, kennt diese Verhältnisse genau und aus eigener Anschauung — nimmt trotz aller Kapregelungen von Seiten der Universitätsbehörden die Zahl der ausgeprägten Sozialdemokraten in progressiver Weise stetig zu.“

Das ist doch wohl eine Bestätigung meiner Behauptungen von unverdächtigster Seite. Im Uebrigen unersch zu dem, daß der Herr Referent das „gebildete Proletariat“ in ganz unbedeutender Weise. Er stellt es mit dem Lumpenproletariat in eine Linie und behauptet, daß bei ihm von irgend einer sozialer, oder politischen Aktion keine Rede sein könnte. Aber ich bitte, wer ist denn von jeder der Wortführer der unterdrückten Klassen gewesen,

wenn nicht das sogenannte „gebildete Proletariat“? Und besonders, von wem geht denn die moderne Arbeiterbewegung aus? Der Herr Referent bildet sich doch wohl nicht ein, daß sie von dem Proletariat selbst, von den Arbeitern ausgegangen ist? Es war das „gebildete Proletariat“, das die sozialdemokratische Bewegung möglich machte und vertiefte. Männer wie Marx und Lassalle, in gewissem Sinne auch Friedrich Engels, obgleich ja dessen Bildungsgang etwas anderer Art war, was waren sie denn anders als „gebildete Proletariat“? Und heute, wer führt denn in der sozialdemokratischen Presse das Wort? Wer schreibt denn beispielsweise die „Volkstribüne“? Wenn hier und da ein Arbeiter das Wort ergreift, so ist doch das nicht mehr als Dekoration. Die Hauptarbeiter in der Presse sind „gebildete Proletariat“.

Der Herr Referent hat überhaupt von den „Gebildeten“ keine eigentümlichen Ansichten. Ich fordere in dem sozialdemokratischen Programm, das bisher ausschließlich die materielle Arbeit in Betracht zieht, eine gewisse Berücksichtigung der geistigen Arbeit. Der Herr Referent meint, ich dachte mir die Sache so, daß wir im sozialistischen Staate dieselben „Gebildeten unserer Tage“ haben müssen, nur mit mehr Gehalt. „So löst sich eben Jeder die soziale Frage, wie es für ihn am vorteilhaftesten ist. Da die wirkliche Lösung aber durch das Proletariat geliefert werden wird, so müssen sich die Andern wohl entscheiden, daß sie im Interesse des Proletariats gelöst wird.“ Nun, ich dachte, das Richtige wäre, auch wenn die soziale Frage durch das Proletariat gelöst wird, daß sie nicht bloß im Interesse des Proletariats, sondern im Interesse der Gesamtheit gelöst wird. Denn die Andern sind doch schließlich auch Menschen.

Aber auch sonst, ja, wollen Sie denn im sozialistischen Staat diese sogenannten „Gebildeten“ nicht mehr haben? Der Herr Referent scheint wirklich von der Ueberflüssigkeit der „Gebildeten“ überzeugt zu sein. Er sagt darüber: „Die Sozialdemokratie verlangt allgemeine Verpflanzung zur produktiven Arbeit“ — Ich möchte den Herrn Referenten übrigens bitten, mir zu sagen, wo das die Sozialdemokratie verlangt; ich habe es nirgends finden können, denn unter „allgemeiner Arbeitspflicht“ ist etwas anderes verstanden. — Da erscheint für die „geistigen Arbeiter“ kein Platz... Aber mit diesem Verlangen macht die Sozialdemokratie den geistigen Arbeitern das schönste Kompliment, sie bezeichnet damit die geistige Arbeit als einen Genuß, den man, wie jeden andern Genuß, durch produktive Arbeit erkaufen muß. Das ist nun, man verzeihe das harte Wort, der reine Unsinn. Nehmen wir einen bestimmten Fall: Es wird doch, denke ich, im sozialistischen Staat noch Kerze geben? Soll nun etwa die Ausübung der ärztlichen Kunst als ein „Genuß“ angesehen werden, der „wie jeder andere Genuß durch produktive Arbeit erkaufen“ werden muß? Das also der Arzt erst seine vier oder sechs Stunden an einer Maschine schiebt, ehe er seine Patienten besucht? Aber der Herr Referent wird antworten: Die Ausübung der ärztlichen Kunst, das ist selbstverständlich produktive Arbeit. Nun gut, aber der Arzt muß doch seine Kunst erlernen, sei es nun auf einer allgemeinen Hochschule oder auf einer Fachschule. Denn man will doch wohl nicht wieder zu den Barbieren und Schälern zurückkehren. Ja, in derselben Nummer der „Volkstribüne“ wird gesagt, daß die Kerze gleich nach dem Examen an den Broderwerb denken müssen, und in dem „Volkstribüne“ las ich vor einiger Zeit einen Leitartikel, in welchem darauf hingewiesen wurde, daß im Zukunftsstaate solchen Forschern wie Koch ganz andere Mittel zur Verfügung stehen müssen. Na, wenn alle „produktiv“ arbeiten sollen und die Wissenschaft nur als „Genuß“ angesehen, dann wird es wohl damit auch nicht weit her sein. Aber zugegeben, die Kerze müssen studieren, so müssen doch auch Lehrer da sein. Und meines Erachtens werden dieselben auch kaum Zeit haben, sich der „produktiven Arbeit“ zu widmen.

Und dasselbe ist es doch mit dem Lehrstande. Die Kinder sollen doch erzogen werden, also muß es doch Lehrer geben, und die Lehrer müssen doch, wie erst kürzlich gefordert wurde, auch erzogen werden; also diese muß man wohl auch von der „produktiven Arbeit“ ausnehmen. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß auch die Juristen nicht zu entbehren sind. Jedenfalls bedarf man aber der Verwaltungsbearbeiter, der Staatsrechtler, der Volkswirtschaftler. Und ebenso denke ich, wird man doch einem Forscher, der auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst etwas Hervorragendes leistet, wird man doch einem Maler oder Bildhauer oder Dichter nicht zumuthen wollen, „produktiv“ thätig zu sein, es würde sich wirklich nicht mit einander vertragen. Also ich meine, die „Gebildeten“ werden auch im sozialistischen Staate noch bleiben, ebenso wie heute. Aber gerade die Kritik der „Volkstribüne“ scheint die Nothwendigkeit meiner Forderung zu erweisen. „Respekt vor der Kunst! Respekt vor der Wissenschaft!“

Ich kann deshalb nicht finden, daß unübersteigliche Interessengegenstände zwischen dem Proletariat und den „Gebildeten“ bestehen. Wenn man natürlich von einer „Diktatur des Proletariats“ labelt als der einzigen politischen Form, welche bei der Gestaltung des Zukunftsstaates in Frage kommen kann, dann giebt es allerdings keine Möglichkeit, zusammenzukommen. Denn eine „Diktatur“ will der Gebildete allerdings nicht, sie komme von oben oder von unten. Aber ich erlaube mir, den Herrn Referenten darauf hinzuweisen, daß er sich mit dieser „Diktatur“, ebenso wie mit seiner allgemeinen Verpflanzung zur produktiven Arbeit“, in vollständigem Gegensatz zum Programm der sozialdemokratischen Partei befindet.

Weiter ist der Herr Referent unzufrieden mit der Stellung, die ich zu der Frage: „Republik oder Monarchie?“ einnehme. Nun, ich habe die Monarchie nicht „über das Völkchen“ gelobt, sondern lediglich die Vortheile und Nachtheile abgemessen, die Monarchie oder Völkchenrepublik der sozialistischen Bewegung bieten können; und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Nachtheile bei der Völkchenrepublik größer seien. Ist der Herr Referent anderer Meinung, nun gut; aber wie kommt er dazu, von einer „systematischen Verfälschung des öffentlichen, politischen Bewusstseins durch Broschüren und Artikel, wo mit der ehrlichsten Niene von der Welt unter radikalem Schein für Bonaparte intrigant wurde, zu reden? Allerdings, fügt er hinzu, sei das hier ausgeschlossen. „In solcher Perfidie sei die treue deutsche Natur nicht im Stande.“ Ist das nun Verleumdung oder ist es Lüge? Ich finde hier eine merkwürdige Uebereinstimmung mit einem Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, in welcher ebenfalls behauptet wurde, meine Flugblätter sei geschrieben, um Himpel zu fangen. Ich werde natürlich weder das Eine noch das Andere widerlegen. Das sind vergiftete Waffen, die mich nicht treffen, und die ich nicht anfasse, nicht einmal, um sie zurückzulassen.

Was dann meinen geringen Respekt vor einer absoluten Demokratie anlangt, so bin ich allerdings der Meinung, daß Rana le Kanale bleibt, ob sie nun Hurrah rüßt oder die internationale Sozialdemokratie hoch leben läßt. Deshalb habe ich aber noch lange nicht dafür, daß es eine Aristokratie irgend welcher Art „geistig“ oder „materiell“ geben müsse. Ich will nur nicht, daß die Klasse über Dinge urtheilen soll, von denen sie nichts versteht und nichts verstehen kann. Und ich habe als die beiden Hauptpunkte, die mir bedenklich erscheinen, das Viebsitz, d. h. die direkte Abstammung des ganzen Volkes über wichtige politische Fragen, und die Rechtsprechung durch das Vol angelührt. Ich thue das nicht, weil ich das Volk fürchte, sondern weil ich die Demagogen fürchte, die durch ein solches System geschleht würden.

Was ich von der Sozialdemokratie denke, fragt der Herr Referent. Nein, wirklich, ich halte sie nicht für einen Klub von sozialistischen Redekundigen und Affektoren, die ihren Kosmos geleitet haben; sondern ich halte dafür, daß sie die bewusste Vertreterin des Proletariats ist und daß sie dem Proletariat diejenige

Stellung erringen will, die ihm nach Maßgabe unserer wirtschaftlichen Entwicklung und unserer politischen und wissenschaftlichen Erkenntniß gebührt. Aber ich habe darauf hingewiesen, daß der Begriff des Proletariats erweitert werden muß; daß dazu nicht bloß diejenigen gehören, die „materiell“ produzieren, sondern auch diejenigen, die „geistig“ produzieren, denn ich bin nun einmal des Glaubens, daß das letztere auch „produktive“ Arbeit sei.

Der Herr Referent weist mit einigem Stolz die „angebotene Bruderhand“ der „Gebildeten unserer Tage“ zurück. Ich weiß nicht, ob ich die „Bruderhand“ angeboten habe. Aber wenn es wäre? Darf man sie so ohne Weiteres abweisen? Und wer darf das? Wer ist der Unsehbare, der sagt: Ihr seid nicht mit uns, also seid Ihr wider uns? Wer entscheidet darüber, ob jemand zur „reaktionären Klasse“ gehört oder nicht? Ist da irgend eine Instanz, die das entscheidet? Und wenn nicht, worauf stützt sich der Verfasser? Etwa auf das Programm der Partei? Aber alle Welt kritisiert es, alle Welt war sich, wenigstens in Halle, darüber klar, daß es unhaltbar sei, und alle Welt will eine Aenderung und Verbesserung desselben. Und wo liegen die Grenzen der Kritik? Gibt es überhaupt solche Grenzen? Und gebietet denn nicht Jeder zu einer politischen Partei, der sich selbst dazu rechnet, er möchte sich denn durch ehrenwürdige Handlungen der Zugehörigkeit unwürdig gemacht haben? Oder ist da ein Dogma, auf das man schwören muß? Ich stelle die Frage.

P. M.

So weit der Verfasser der Broschüre. Da ich den Artikel selbst geschrieben habe, so werde ich Rede stehen.

Ich hatte bezweifelt, daß die Gebildeten von heute sich mit dem Proletariat solidarisch fühlen könnten. Der Herr Referent meint, daß er da vielleicht besser Bescheid weiß, wie ich, und zieht außerdem eine Besprechung der Radeburger „Volkstribüne“ an. Diese Besprechung rührt wahrlich von Dr. Lux her, der allerdings in Breslau und Jülich manche sozialdemokratischen Studenten getroffen haben mag. Meines Wissens steht in dieser Hinsicht Breslau ziemlich vereinzelt da unter den deutschen Universitäten, und Jülich ist ja hier überhaupt nicht maßgebend, wegen der mannigfachen anderen Einflüsse, die mit ins Spiel kommen. Ich selbst habe drei Universitäten besucht, Berlin, Göttingen und Tübingen, und habe nirgends auch nur eine Spur sozialistischer Gesinnung entdecken können; grade die Studenten heften das meiste Material für die patriotische Hurrahschale. In Berlin habe ich außerdem Verkehr in Schriftstellerkreisen gehabt, und hier war mancherlei radikale Redensarten gebräuchlich, sehr oft auch die Phrase „ich bin natürlich Sozialdemokrat“, aber Sozialdemokratie habe ich hier auch nicht gefunden. Aus dieser letzteren Bekanntschaft rührt auch meine „Unterstützung des gebildeten Proletariats“ Wägen die Leute im Anfang ihrer Karriere mit allen möglichen Idealen kommen; nach einiger Zeit verpumpen sie sicher — mit Ausnahmen natürlich, aber freilich mit wenigen Ausnahmen.

Vom „gebildeten Proletariat“ hat der Verfasser überhaupt sonderbare Vorstellungen. „Proletariat“ ist zunächst der industrielle oder ländliche Arbeiter, der kein Eigenthum an den Produktionsmitteln hat, seine Arbeitskraft unter dem für seine Erhaltung nöthigen Minimum verkaufen muß, und, da dieser Verkauf in bestimmten Zeiträumen, meistens von Woche zu Woche vorgenommen wird, jeden Tag Gefahr läuft, erwerbslos zu sein. Spricht man von einem „gebildeten Proletariat“, so muß man stets festhalten, daß man nur die Kreise der Gebildeten meint, deren Lage wirklich Ähnlichkeit mit dem Proletariat hat. Ein Beamter mag einen Hungerlohn bekommen, z. B. ein Lehrer — aber er ist kein Proletariat, denn er hat eine feste Anstellung mit Pensionsberechtigung; ein Anderer mag keine feste Anstellung haben, z. B. ein Journalist auf einer Zederschrift, aber er bekommt ein großes Gehalt und deshalb ist er auch kein Proletariat; denn bis 6000 Mark Einkommen hört doch wohl das Proletariat auf? Man kann von solchen Leuten nur sagen, daß ihre Lage gewisse Ähnlichkeiten mit dem Proletariat aufweist.

Der Verfasser aber nennt ganz ruhig einen Laßalle, Marx, Engels (letzteren bedingt) Proletariat des Geistes. Aber alle drei fanden sich materiell sehr gut; Laßalle hatte sehr schöne Einkünfte; Marx besaß sich eine kurze Zeit in ähler Lage, aber nachher besaß er sich in ganz guten Verhältnissen; er war Mitarbeiter amerikanischer Zeitungen, und die pflegten ihre Leute nicht als „Proletariat“ zu betrachten; und Engels, der Sohn eines reichen Barons, kann doch wohl am allerwenigsten als Proletariat gelten! Alle drei waren gebildet, aber keine Proletariat. Der Verf. zieht unsere Mitarbeiter an. Nun, ich kann ihm verrathen, daß einige derselben in relativ bedeutendes Vermögen besigen, jedenfalls so bedeutend, daß sie „es nicht nöthig hätten“. Die Leute sind fast alle auch nicht Proletariat. Natürlich steht es jedem frei, wenn er will als Proletariat zu bezeichnen. Ich kann auch sagen: der türkische Sultan ist ein Duhai. Aber deshalb legt er doch noch keine Eier! und wenn ich solche Leute Proletariat nenne, so sind sie es deshalb noch nicht.

„Proletariat des Geistes“, darunter versteht man ganz etwas anderes. Man nennt so Schriftsteller und Journalisten, welche wenig verdienen (oder wird man etwa Julius Wolff und andere Redaktionsleiter als Geistesproletariat bezeichnen), Gebildete aller Stände, welche stellunglos sind, Techniker, Ingenieure, oder für einen Hungerlohn arbeiten, wie etwa die Hilfsbeamten im statistischen Bureau u. s. w. Mit einem Wort: Geistige Arbeiter, welche keine feste Anstellung haben und minimalen Lohn beziehen. Diese habe ich gemeint, wenn ich sagte, daß von ihnen nichts zu hoffen ist. Und wer die Augen aufhat, wird auch finden, daß das richtig ist; denn diesen Leuten fehlt das Letzte: das Solidaritätsgefühl; und ihr Elend stammt sie nicht aufopferungsmüthiger, wie das Proletariat, sondern macht sie meistens zu Lumpen, das sieht Jeder.

Von diesem Lumpenproletariat ist nichts zu hoffen, und von den Leuten, die der Verf. als Proletariat bezeichnet, kommen freilich immer Einige zu uns, und aus ihnen sind unsere eigentlichen Vorkämpfer entstanden; aber von der Klasse ist jedenfalls auch nichts zu erwarten.

Freilich habe ich von den „Gebildeten“ eine „eigentümliche Ansicht“. Ich halte sie eben nicht für Proletariat; sie haben nicht dieselben Interessen, wie die Arbeiter; und wenn sie an die Lösung der sozialen Frage gehen, so lösen sie sie, wie es ihnen recht ist, und nicht den Arbeitern. Das scheint mir sehr natürlich. Das Proletariat, und das ist eben so natürlich, holt nicht die Rationien für die sogenannte Gesamtheit aus dem Feuer, jenes Hirngespinnst weiser Utilitarier, sondern es bringt seine eigenen Angelegenheiten ins Reine, freilich erwarten wir, daß dadurch mittelbar auch die „Gesamtheit“ Nutzen hat; aber das ist nicht unser Zweck. Das ist zwar nicht utilitarisch, human und moralisch, aber die Menschen sind nun einmal so, und wenn sie anders reden, so machen sie eben Phrasen.

Ich hatte gesagt, daß im sozialen Staat Jeder zu produktiver Arbeit angehalten würde. Zwar ist es mühsä aber die angelegten Eier des Zukunftsstaates zu gackern, und man kann ja auch nicht wissen, wie das kommt; allein mir scheint das zur Erreichung eines harmonischen Zustandes nöthig zu sein, und das „steht“ auch geschrieben“ bei allen großen Utopisten.

„Respekt vor der Wissenschaft, Respekt vor der Kunst.“ Nun, ich glaube, das ist der höchste Respekt, den man ihnen erweisen kann, wenn man Wissenschaft und Kunst nicht einer Klasse als Privileg läßt, sondern zum Gemeingut Aller macht; und dazu muß man eben die Möglichkeit einer Klasse vernichten.

Uebrigens, ich kann dem Verfasser verrathen: ich säße mich selbst als Künstler und habe selbst eine sehr hohe Meinung von der Kunst.

*) Der Verfasser der in den betreffenden Artikeln besprochenen Broschüre: „Sind wir Sozialdemokraten?“ Eine Frage an die Gebildeten unserer Tage“ sendet uns diese Kritik auf unsern Artikel, die wir hiermit zum Abdruck bringen

Aber, wie ich schon in den ersten Artikeln gesagt habe, wie ich hier wiederhole: Proletariat und Gebildete sind nicht dasselbe; und wenn der Verfasser ihnen auch die Blouse anzieht, die Gebildeten sind eben keine Proletarier, sondern Gebildete in der Blouse. Und das ist des Märchels einfache Lösung, weshalb ich, mit einigem Stolz die angebotene Bruderhand dieser Wasserabproletarier zurückweise. Parteien werden durch gemeinsame Interessen zusammengehalten, und wer andere Interessen hat, der gehört nicht zur Partei; und weil die Gebildeten keine Proletarier sind, so haben sie nicht die Interessen der Proletarier.

Ein Proletarier würde sich nicht wundern, daß wir die Natur des Proletariats verlangen. Er wird sehr richtig askulieren: wer soll und denn befreien, wenn wir nicht selbst? Wird etwa Krupp von selbst seine Feste hergeben? Wird Gould freiwillig seine Eisenbahnen der Gesellschaft überlassen? Und wer anders hat denn ein Interesse daran, diese Leute zu zwingen, wie das Proletariat?

Eine die Monarchie? Aber die monarchische Sozialreform hat doch eingekerkeltemermaßen nur den Zweck, der Sozialdemokratie den Boden abzugraben und die monarchische Institution zu stützen: Wenn die Produktionsmittel gesellschaftlich geworden sind, so wird auch die gegenwärtige Staatsform überflüssig, und sollte sich die Monarchie durch die Stürme, unter denen diese Revolutionen vor sich gehen, wirklich hindurch gerettet haben — natürlich nicht als das, was sie gegenwärtig ist, sondern zu einem Luxusartikel, einer Kuriosität für ein historisches Museum degradirt — allmählich wird sie so überflüssig, daß sie selbst diese Existenz nicht weiter führen kann, und dann langsam verbleicht. Und die Monarchie müßte doch dumm sein, wenn sie das nicht einsehe. Sie wird sich schon hüten, sich selbst abzuschaffen!

Und hierbei komme ich auf den letzten, heißen Punkt in der Replik. Der Verfasser hat sich so beschlagen und unterrichtet in unseren Anschauungen gezeigt, daß es mir schlechterdings unverständlich bleibt, wie er diesen Unsinn mit der Monarchie nicht einsehen kann. Ich kenne ihn nicht. Ich sehe nur das Buch. Habe ich nicht — nicht ein Recht — sondern die Pflicht argwöhnisch zu sein? Ein Mensch, der ins öffentliche Leben tritt, muß es sich schon gefallen lassen, wenn man ihn unter Umständen für einen Lumpen hält. Da muß man sich ein dickes Fell anschaffen. Im Privatleben, wo man den Mann kennt, nicht bloß sein Buch, kann man auch seine Motive kennen, kann man eventuell finden, daß der Mann ein Idealist ist. Aber ich, der ich einem Unbekannten gegenüberstehe, kann das natürlich nicht wissen.

Ich habe das auch nicht nötig, weil ich keine Abhandlung über die moralischen Qualitäten des Herrn P. M. zu schreiben habe, sondern einen Artikel über sein Buch. Und da habe ich zu sagen: Das Buch scheint mir verdächtig; mag P. M. es in guter Absicht oder in schlechter geschrieben haben, das weiß ich nicht. Und nun noch die Antwort auf die letzte Frage: „gehört nicht Jeder zu einer politischen Partei, der sich dazu rechnet?“ — der Verfasser rechnet sich ja nicht dazu! Denn wer nicht Demokrat ist, der ist eben nicht Sozialdemokrat!

Warum bleiben immer mehr deutsche Mädchen sitzen?

Ueber dieses eben so interessante, wie wichtige Thema bringt das „Volk“ folgende gelungene Ausführungen:

„Unseren Frauen will der Antisemitismus nicht gefallen. ... Nichts zieht die Frauen aus den Judenladen fort. Es scheint, als ob sie über vortheilhaft sein wollen!“

Die Jungfrauen und Mütter überlegen sich gar nicht die Tragweite dieser Handlungweise. Sonst müßten sie doch einsehen, daß sie durch ihr Kaufen beim Juden sich selbst am meisten schädigen. Damit nun unsere Hausfrauen die Folgen ihrer Handlungweise erkennen, stellen wir die Behauptung auf, daß jede Mutter durch jedes einzelne mit einem Juden abgeschlossene Geschäft ihrer eigenen Tochter eine Aussicht auf Verführung raubt. Wir werden das beweisen!

Heute gilt die erste Frage der Wittigist: wie viel kriegt sie mit, hat sie Geld? Das ist heute wichtiger als alles andere. Für 100000 Mark darf sie budelig sein, und für 200000 darf es eine Jüdin sein, das ist der leitende Grundfah eines Volkes, das man das Volk der Dichter und Denker genannt hat!

Die wenigen deutschen Männer, welche noch im Stande sind, eine Frau rein aus Liebe zu heirathen, die bleiben ledig, um ihr theures Vaterland aus dem durch die jüdische Vergiltung bewirkten Fieberfah zu retten.

Ein Jude heirathet immer wieder eine Jüdin. Dagegen mehrten sich unter Offizieren und studirten Leuten die Fälle, in denen sich ein deutscher Mann an den jüdischen Geldsack verkauft. Selbstverständlich bleibt dadurch eine entsprechende Anzahl von deutschen Mädchen einfach sitzen.

Kauf nur weiter zum Juden, ihr lieben Hausfrauen, und laßt beim billigen Manne Schandwaare. Wenn aber Eur Töchter alle Jungfern werden, dann wundern Euch nicht gar nicht, Ihr seid selber Schuld daran, weil Ihr immer nur billig, billig beim Juden gekauft habt!

Bravo! Das ist ein Männerwort, ein Wort zur rechten Zeit! Wenn das den Antisemitismus nicht auf die Beine bringt, so hilft nichts mehr. Jetzt werden Deutschlands Frauen und Jungfrauen zu Schwinnen werden, welche sich auf den frechen semitischen Eindringling werfen und ihn zerreißen, denn sie sind ja jetzt darüber aufgeklärt, daß sie von ihm in ihrem heiligsten Recht beeinträchtigt werden. Im Mannesfah!

Heil aber und Ruhm dem deutschen Mann, dem Patrioten, dem Volkshämpfer für wahre, echte, germanische, germanische Liebe, welcher dem jüdischen Verführer die Larve abgerissen hat!

Literarisches.

Im Verlage von W. G. Neumann & Co. ist eine Sammlung von national-ökonomischen Klassikern erschienen. Vor uns liegen: „Economie royales (Rus.); Fourier, oeuvres choisies; Bastiat, oeuvres choisies; Malthus Essay sur la population und ein Auszug aus Ricardos Principes. Die Ausgaben sind reizend ausgestattet, in 16°, mit hübschem Papier und Druck und mit Porzellan, pro Bd. 2 Preis. Denjenigen von unserer Leserschaft, welche der französischen Sprache mächtig sind, können wir die Bändchen aufs Beste empfehlen. Am meisten Interesse hat wohl Fourier, der hier in einer sehr bequemen Form geboten wird. Der Herausgeber, Ch. Gide, hat die einzelnen Artikel aus den verschiedenen planlosen Werken Fouriers herausgenommen und systematisch geordnet, so daß sich das Buch eben so leicht liest, wie jedes andere.

Surt Falk. Die Bestrebungen der Sozialdemokratie, beleuchtet vom Sinn Eugen Richters. 4 1/2 Bogen stark. Preis 25 Pfg.

J. Türk. Ursprung und Lage der ländlichen Arbeiter. Preis 30 Pfg.

„Neue Zeit“. (13. Heft) Das schweizerische Arbeitersekretariat und der schweizerische Arbeiterbund. Von Dr. H. Luz. — Das Aktionsprogramm der spanischen Sozialdemokratie. Von Carl Bar. — S. Radon, ein russischer Dichter des Sozialismus. Von R. W. Robert. (Schluß). — In Sachen Brentano contra Marx. Von F. Engels. — Notizen. — Heftigkeiten.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Sonnabend, 3. Januar, Abends 8 Uhr, bei Beyer Alte Jakobstr. 83

Geschlossene Mitglieder-Versammlung.

Tages-Ordnung: 1. Bericht des Vorstandes. 2. Abrechnung des 4. Quartals. 3. Wahl des gesamten Vorstandes und der Revisoren. 4. Resolution des Vorstandes. 5. Verschiedenes und Fragelösen.

Bei der Wichtigkeit der Tages-Ordnung ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes, frühzeitig zu erscheinen, da die Versammlung pünktlich um 9 Uhr eröffnet wird.

Der Vorstand.

Zigarren und Tabake

von E. Liefländer Mariannen-Straße 5.

Albert Auerbach,

Berlin S., Rosenthaler Damm 7. Schuh- und Stiefel-Lager für Herren, Damen und Kinder. Pechle Bedienung. — Feste Preise.

Allen Parteigenossen empfehle mein **Weiß- u. Bairisch-Bierlokal** Potsdamer Bier. **August Insinger** Kraussstr. 48.

W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.) **Dresdener-Strasse 116.** Arbeitsnachweis und Bekleid der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Metzger. Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und Abendessen. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 Billards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprecher-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Cigarren u. Tabake.

Dieses ist Zählstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Wirtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rosenthaler Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von **J. Meyer** Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Mantelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter. Doppeltköpfige Vorderkränze von 50 Pfg. an. Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 8:

Gort mit dem Dreiklassen-Wahlssystem in Preußen.

Von **Max Schippel-Berlin.**

36 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gehalten wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen trägt man an die bekannten Kolportage oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolportage gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Mittwoch, den 7. Januar, Abends 8 1/2 Uhr große öffentliche

Volk-Versammlung

bei **Joël (fr. Keller), Andreas-Straße 21.**

Tages-Ordnung:

1. Vortrag.
 2. Diskussion.
 3. Wahl einer Preis-Kommission.
 4. Verschiedenes.
- Dazu ladet alle Parteigenossen, insbesondere die Leser der „Berl. Volks-Tribüne“ ein **Der Einberufer. E. Ernst.**



Solidarität!

Arbeiter! Nur Güte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertiger gerechter Lohn wurde!

Wir kaufen nur Güte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Güte, in denen obige Marke eingelebt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Betrug, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten.

Berlin, 1890.

Für die Arbeiter der Hutindustrie:

Die Control-Kommission.

Ein seit Monaten arbeitslos, auch in schriftlichen Arbeiten bewandert, mit großer Familie (fünf Kinder) bittet Genossen, ihm irgend eine Art Arbeit zu verschaffen. Empfohlen ist derselbe vom Agitations-Komitee der Textilarbeiter, welches konstatirt, daß der Betreffende als Werkführer in einer Werkerei angestellt war und entlassen wurde, weil er nicht das Talent besaß, die Arbeiter zu drücken. Adresse bei Karl Häbisch, Remeterstr. 40, Hofpart. und Aug. Insinger, Kraussstraße 48 zu erfahren.

Der „Aus der Woche“-Mann der „Volks-Tribüne“ sucht Korrespondenzen für auswärtige Parteiblätter. Zuschriften an die Expedition.

Empfehle allen Freunden und Genossen meine **Kranzbinderei u. Blumengeschäft** Aug. Krause, Wienerstr. 11.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.** 1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung. **Herrmann Wuttke,** Friedrichsbergerstr. 24 pt.

500-**Deutscher Postillon** Humorist.-satyr. Witzblatt

Dieser Heft, überall gern gesehene Junge ist bereits 3 Jahre alt und spricht von lebenswahrer Heiterkeit. Der „Deutsche Postillon“ bringt scharfsinnige und schmerz treffende Zeitgedichte und schenkt die Heft der Satire über die politischen und sozialen Schäden. Der „Deutsche Postillon“ trägt sorgfältig den fernsten, bürgerlichen Humor, mit der gleichen Schickel er sein Gewicht durch die Keimung über der Achtung und die blühenden Niederungen der Prosa. Ein sich ausgedehnter Mitarbeiter list dem „Deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die reichlichen Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind. Der „Deutsche Postillon“ versäumt nie den Anschluss, kommt stets und rechte Zeit und in der Kleidung aller Passagiere. Der „Deutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf. Jede einzelne Nummer 10 Pf. Eingetragen im deutschen Postgeheimkatalog unter Nr. 1011 im Bayer. unter Nr. 661. Redaktion und Expedition: **München, Senefelderstraße 4.**

Empfehle allen Freunden und Genossen mein **Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal** auch passend zu Zahlstellen. **Oskar Schmidt** Gubenstr. 59.